

N° 38

20. 9. —
26. 9. 2014

DAS MAGAZIN



EIN FREMDER IM DORF

«Nach dem mir verfügbaren Informationsstand hatte
kein schwarzer Mann vor mir dieses kleine Schweizer Dorf
jemals betreten»

James Baldwin über Leukerbad, 1953

Ich bin der typische Schönredner.

Es ist eine Stärke, wenn man seine kleinen Schwächen kennt. Denn gerade beim Anlegen ist Euphorie kein guter Ratgeber. Marktanalyse, Anlagestrategie und Umsetzungsdisziplin sind für eine erfolgreiche Portfoliobewirtschaftung entscheidend. Darauf dürfen Sie sich verlassen, wenn Sie die Verwaltung Ihres Vermögens unseren Experten übertragen.

UBS Vermögensverwaltungsmandate



Lesen Sie heute keine E-Mail! — Walter Mischel ist der Marshmallow Man. Vor bald fünfzig Jahren hat er sich ein Experiment ausgedacht, dessen Ergebnis noch heute verblüfft. Ausgangslage: ein fünfjähriges Kind allein in einem Zimmer. Vor ihm liegt ein Marshmallow. Das Kind kann die Süsseigkeit sofort verspeisen oder aber fünfzehn Minuten warten und dafür als Belohnung noch ein zusätzliches Bonbon erhalten. Man kann sich jetzt, auch ohne Marshmallow als Belohnung, leicht ausdenken, welche Kinder später im Leben bessere schulische Leistungen erbringen, weniger Suchtverhalten entwickeln, konzentrierter

sind. Auf diesem Experiment aufbauend, hat Professor Ernst Fehr von der Universität Zürich mit Winterthurer Primarschulklassen eine Reihe eigener Versuche unternommen. Die Ergebnisse: Frühförderung lohnt sich immer.

Walter Mischel ist inzwischen 84 Jahre alt. Soeben ist sein neues Buch erschienen: «The Marshmallow Test: Mastering Self-Control.» Die gute Nachricht: Seine Selbstkontrolle kann man ein Leben lang verbessern.

FINN CANONICA



*Sofort zugreifen oder die süsse Belohnung aufschieben?
Die Zweitklässlerin Amelie Schmid im Charaktertest*

Text und Bilder TEJU COLE

8 SCHWARZ SEIN

Auch wenn man es nicht wahrhaben will: Rassismus ist in den USA plötzlich wieder ein grosses Thema. Offensichtlich ist es immer noch ein Problem, einen schwarzen Körper zu haben.

Text MARTIN BEGLINGER
Bilder DAN CERMAK

18 HALT DICH ZURÜCK!

Ein simples Experiment zeigt: Wer schon als Kind seinen Willen kontrollieren kann, hat es später einfacher.

Mehr vom «Magazin» auf blog.dasmagazin.ch

Leserbriefe veröffentlichen wir auf
leserbriefe.dasmagazin.ch

Text MICHAEL OBERT

26 BERUF: KRIEGSREPORTER

Nach der Ermordung zweier Journalisten durch IS-Terroristen versucht Reporter Michael Obert die Frage zu klären, was ihn an diesem gefährlichen Leben so reizt.

DANIEL BINSWANGER DER ZWECK DER EINHEITS- KASSE

Die Abstimmung über die Einheitskrankenkasse zeigt auf symptomatische Weise die Krise der politischen Institutionen. Über falsche Fragen werden Scheindebatten geführt. Am Ende dürften die Vorlage scheitern, die Verwirrung der Bürger noch grösser sein und die Schweiz weiter über ein Gesundheitssystem verfügen, das nicht nur zu den besten, sondern auch den teuersten gehört und viel weniger kostengünstig ist, als es sein könnte und müsste.

Dass die SP den x-ten Versuch unternimmt, das existierende Versicherungssystem zu schleifen, ist nachvollziehbar. Das Schweizer Kopfprämienystem ist die mächtigste Umverteilungsmaschine unseres Sozialstaates, es handelt sich jedoch nicht um Umverteilung von oben nach unten, sondern von unten nach oben.

Die Kennzahlen sind spektakulär: Die durch die obligatorische Krankenpflegeversicherung verursachten Kosten schlugen 2012 mit 25,7 Milliarden zu Buche, was knapp 40 Prozent des gesamten Bundeshaushaltes entspricht. Der degressive Effekt des Kopfprämienystems dieser Gesundheitssteuer wurde mit relativ bescheidenen 4,2 Milliarden abgemildert. Die Folge ist, dass auch Versicherte mit niedrigem Einkommen die vollen Prämien bezahlen und die Gesundheitsrisiken finanziell viel besser gestellter Bürger mittragen.

Nehmen wir den Kanton Zürich: Ein Alleinstehender mit einem steuerbaren Einkommen von 38 000 Franken, also einem Bruttoeinkommen von etwa 48 000 Franken, hatte 2012 bereits gar keinen Anspruch auf Prämienverbilligung. Bei einer durchschnittlichen Monatsprämie von 378 Franken bezahlte dieser Versicherungspflichtige gut 4500 Franken Jahresprämie, also stolze 9,4 Prozent seines Bruttoeinkommens. Exakt dieselbe Jahresprämie bezahlt ein Einkommensmillionär, der damit allerdings nur 0,45 Prozent seines Bruttolohns für seine Grundversicherung aufwenden muss. Wer glaubt, dass Krankenversicherung eine rein private Angelegenheit ist, der mag daran nichts Anstössiges finden. Doch wer der Überzeugung ist, dass die Gesundheit zu den Kernaufgaben eines Sozialstaates gehört, der diesen Namen verdient, muss den Schweizer Krankenversicherungsfall als skandalös empfinden.

Die Verzerrungseffekte der Prämien-degression dürfen nicht unterschätzt werden. Die einzige andere mehr oder weniger universelle Individualsteuer in unserem Land ist die direkte Bundessteuer für die

Einkommen natürlicher Personen. Diese Steuer ist zwar stark progressiv, doch ihr Gesamtvolumen liegt mit unter 10 Milliarden Franken viel zu niedrig, als dass sie den degressiven Effekt der Krankenkassenprämien auch nur ausgleichen könnte. Das unterste Fünftel der Schweizer Erwerbshaushalte zahlt fast 40 Prozent seiner Steuern und Abgaben in Form von Kopfprämien. Beim obersten Fünftel belaufen sich diese Ausgaben auf nicht einmal 10 Prozent. Als direkte Folge dieses Ungleichgewichts sind in unserem Land die Effekte von Sozialtransfers, Abgaben und Steuern auf die Einkommensverteilung bedeutend kleiner als in beinahe allen anderen OECD-Ländern. Der Gini-Index der Primäreinkommen liegt im Schnitt der letzten Jahre leicht über 3, der Gini-Index der verfügbaren Einkommen leicht unter 3. Das geheiligte Kopfprämienystem bringt es de facto zustande, die sozialstaatliche Umverteilung in unserem Land fast vollständig zunichte zu machen.

Die Sozialdemokraten können eine solche Krankenversicherung naturgemäss nicht akzeptieren – lancieren nun aber eine Gesundheitsfinanzierungsreform, welche genau die Kopfprämien nicht antastet. Die angestrebte Einheitskasse mag überflüssige Verwaltungs- und Werbekosten eliminieren und den zynischen Wettbewerb um «gute Risiken» beenden, doch die potenziellen Einsparungen sind bescheiden. Das degressive Finanzierungsmodell würde erhalten bleiben.

Was also ist der eigentliche Zweck der Initiative? Es geht darum, die Lobbying-Macht der Krankenkassen zu brechen. Solange jeder dritte Gesundheitspolitiker im Parlament offiziell auf der Gehaltsliste der Versicherer steht, solange Santésuisse für Abstimmungen fast beliebig Ressourcen mobilisieren kann, so lange werden sich die Interessen der Branchenverbände und nicht die Bedürfnisse der Versicherten durchsetzen. Erst die Einheitskrankenkasse würde der systematischen Korruption des «Miliz-Parlamentes» den Geldhahn zudrehen.

Weil die politischen Institutionen nicht gut funktionieren, soll eine Volksinitiative also die Voraussetzungen für eine sachliche Entscheidungsfindung schaffen. So war das mit der direkten Demokratie eigentlich nicht gemeint.

Mehr von Daniel Binswanger auf blog.dasmagazin.ch



SWISS First

Entdecken Sie eine neue Welt
schon auf dem Weg dahin.

JAMES BALDWIN, geboren 1924 in Harlem, New York, war neben Ralph Ellison der einflussreichste schwarze Schriftsteller in der Zeit der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung. Berühmt wurde er durch seinen frühen Roman «Gehe hin und verkünde es vom Berge» (1953). Baldwin fühlte sich in den USA immer als Aussenseiter und verbrachte seine späteren Jahre in Frankreich. «Ich bin der letzte Zeuge», hatte er 1970 gesagt, nachdem Malcolm X und Martin Luther King ermordet worden waren, «ich konnte nicht in Amerika bleiben.» Er starb 1987 in Saint-Paul de Vence.

SCHWARZER KÖRPER

Die jüngsten Unruhen machen klar: Der Rassismus ist in den USA virulent. Der Schriftsteller Teju Cole ist nach Leukerbad gefahren, um mit James Baldwin darüber nachzudenken, was es heisst, einen schwarzen Körper zu haben.



In Teju Coles (Foto) herausragendem Debütroman «Open City» ist der Held Julius ein durch New York und Brüssel streifender Psychiater, der auf den Wanderungen durch diese Städte gerade so viel erlebt, um in seinem Kopf einen kühlen Gedankenstrom freizusetzen über Identität und Erinnerung. Cole wurde in den USA geboren, wuchs in Nigeria auf und lebt seit fast zwanzig Jahren wieder in New York. Er gilt heute als einer der wichtigsten schwarzen Intellektuellen Amerikas. Neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit beschäftigt sich der 39-jährige Kunsthistoriker auch mit Fotografie.

Text und Bilder TEJU COLE

Dann fuhr der Bus in die Wolken hinein, und in jeder Wolkenlücke erhaschten wir einen Blick auf die Stadt unter uns, die am frühen Abend eine Konstellation aus gelben Punkten bildete. Vor dreissig Minuten waren wir in einer Stadt namens Leuk abgefahren. Der Zug nach Leuk war aus Visp gekommen, und der Zug nach Visp aus Bern, und der Zug davor aus Zürich, wo ich am Nachmittag aufgebrochen war. Drei Züge, ein Bus und ein kurzer Spaziergang durch herrliche Landschaft, und schliesslich erreiche ich Leukerbad in der Dunkelheit. Gemessen an der absoluten Strecke, war Leukerbad nicht weit entfernt, doch ziemlich schwer zugänglich. 2. August 2014, James Baldwins Geburtstag. Heute wäre er neunzig geworden. Er gehört zu jenen Persönlichkeiten, die gerade aus der Gegenwart gleiten und schon die Schwelle zum Historischen überschreiten – auch John Coltrane wäre in diesem Jahr achtundachtzig geworden, und Martin Luther King Jr. hätte seinen fünfundachtzigsten Geburtstag gefeiert; sie könnten noch unter uns weilen und scheinen doch, zuweilen, sehr weit weg, als hätten sie vor Jahrhunderten gelebt.

James Baldwin verliess Paris und kam 1951 zum ersten Mal nach Leukerbad. Die Familie seines Geliebten, Lucien Happersberger, besass ein Chalet in einem der hoch gelegenen Bergdörfer. Und Baldwin, damals deprimiert und unkonzentriert, reiste hin, und das Dorf (auch bekannt unter dem Namen Loèche-les-Bains) wurde zu seinem Refugium. Das erste Mal kam er im Sommer und blieb zwei Wochen. Im Winter kehrte er zurück und zu seiner eigenen Überraschung im darauffolgenden Winter gleich wieder. Sein erster Roman «Gehe hin und verkünde es vom Berge» fand seine endgültige Form hier. Er hatte sich acht Jahre mit dem Buch abgeplagt und vollendete es schliesslich an diesem unwahrscheinlichen Rückzugsort. Und Baldwin schrieb noch mehr, einen Essay, den er mit «Ein Fremder im Dorf» übertitelte. Und wegen dieses Essays und nicht so sehr wegen des Romans bin ich jetzt in Leukerbad.

Hüter eines schwarzen Körpers

«Ein Fremder im Dorf» erschien zuerst 1953 in «Harper's Magazine» und dann 1955 noch einmal in der Essaysammlung «Notes of a Native Son» [Aufzeichnungen eines Eingeborenen]. Der Essay erzählt von der Erfahrung des Schwarzseins unter ausschliesslich weissen Dorfbewohnern. Er vermittelt zunächst den Eindruck einer aussergewöhnlichen Reise, vergleichbar mit Charles Darwins Fahrt zu den Galapagosinseln oder Tété-Michel Kpomassies Tour nach Grönland. Doch dann öffnet er sich anderen Anliegen, nimmt einen anderen Ton an, während er auf Amerika und die Rassensituation der 1950er-Jahre schwenkt. Der Teil des Essays, der das Schweizer Dorf beschreibt, ist verträumt und bekümmert zugleich. Baldwin ist sich der Absurdität der Situation bewusst, als ein aus New York kommender Autor für irgendwie minderwertig gehalten zu werden von Schweizer Dorfbewohnern, die grösstenteils noch nie auf Reisen waren. Doch in späteren Passagen, wenn er über Rasse in Amerika schreibt, ist der verträumte Ton verflogen. Da ist er wütend und prophetisch, schreibt mit scharfer Klarheit und rasanter Eloquenz.

Am Abend meiner Ankunft nahm ich mir ein Zimmer im Hotel Mercure Bristol. Ich öffnete die Fenster zu einer finsternen Aussicht, wohl wissend, irgendwo in dieser Dunkelheit ragte das Daubenhorn empor. Ich liess heisses Wasser ein und legte mich mit meiner alten Taschenbuchausgabe von «Notes of a Native Son» halstief in die Badewanne. Aus meinem Laptop tönte blechern

Bessie Smith mit «I'm Wild About That Thing», eine dreckige Bluesnummer und ein Meisterwerk glaubhafter Abstreitbarkeit: «Don't hold it baby when I cry / Give me every bit of it, else I'll die / I'm wild about that thing.» [Halt es nicht zurück, Baby, wenn ich heule / Gib mir jedes Stück davon, sonst sterbe ich / Dieses Ding macht mich ganz wild.] Vielleicht sang sie ja von einer Posaune. Und in diesem Bad, zu seinen Worten und ihrer Stimme, hatte ich dann meine Körperdouble-Erfahrung: Da war ich also in Leukerbad, und Bessie Smith sang mit ihrem Song aus dem Jahr 1929 herüber, und ich bin schwarz wie er und ebenso schlank, und ich habe auch eine Lücke zwischen den Vorderzähnen, und ich bin nicht besonders gross (nein, schreibs hin: klein), und ich bin cool auf dem Papier und lebhaft als Person oder andersherum, und als Teenager war ich ein glühender Prediger (Baldwin: «Nichts, was ich seither erlebt habe, kommt der Kraft und der Herrlichkeit gleich, die ich manchmal mitten in einer Predigt fühlte, wenn ich wie durch ein Wunder wahrhaft, wie man so sagt, «das Wort in mir trug und ich und die Kirche eins waren»), und auch ich habe die Kirche verlassen und nenne New York mein Zuhause, auch wenn ich gerade nicht dort wohne, und auch ich fühle mich überall, von New York City bis in die ländliche Schweiz, als der Hüter eines schwarzen Körpers, der eine Sprache dafür finden muss, was das für mich und für die Leute, die mich ansehen, bedeutet. Der Vorfahre hatte sich kurz des Nachfahrens bemächtigt. Es war ein Moment der Identifikation, der mir in den folgenden Tagen den Weg wies.

«Neger! Neger!»

«Nach dem mir verfügbaren Informationsstand hatte kein schwarzer Mann vor mir dieses kleine Schweizer Dorf jemals betreten», schrieb Baldwin. Doch seit seinen Aufenthalten vor über sechzig Jahren ist das Dorf erheblich gewachsen. Inzwischen hat man hier schwarze Menschen gesehen, ich war also kein ungewöhnlicher Anblick. Ein paar Blicke gab es schon, beim Einchecken ins Hotel oder in dem feinen Restaurant etwas weiter die Strasse hoch. Man bekommt Blicke in Zürich, wo ich den Sommer verbringe, und Blicke in New York City, wo ich seit vierzehn Jahren zu Hause bin. In ganz Europa gibt es Blicke, auch in Indien, und überall, wo ich mich ausserhalb von Afrika aufhalte. Es kommt immer darauf an, wie lange die Blicke anhalten und ob sie in Glotzen übergehen, welche Absicht sie verfolgen, ob ihnen etwas Feindseliges oder Spöttisches anhaftet und inwieweit Beziehungen, Geld oder Kleidungsstil in solchen Situationen als Schutzschild erhalten. Fremder zu sein heisst, angesehen zu werden, aber schwarz zu sein heisst, auf eine spezielle Weise angesehen zu werden («Die Kinder rufen: «Neger! Neger!», wenn ich durch die Strassen gehe»). Leukerbad hat sich verändert, aber was genau? Auf den Strassen spielten tatsächlich keine Horden von Kindern, und ich sah überhaupt kaum welche. Vermutlich waren die Kinder in Leukerbad, wie alle Kinder auf der Welt, Stubenhocker, die mit gerunzelter Stirn Computerspiele navigierten, Facebook checkten oder Musikvideos anklickten. Vielleicht waren ja einige der älteren Leute, denen ich jetzt in den Strassen begegnete, die besagten Kinder von damals, die bei Baldwins Anblick so überrascht gewesen waren und für deren Beschreibung er in dem Essay um einen angemessenen Ton ringt: «All dies hatte durchaus, das muss wohl eingeräumt werden, den Charme aufrichtiger Verwunderung, dem ich sicherlich keine absichtliche Unfreundlichkeit entnahm; es lag aber auch keine Andeutung darin, dass man mich für menschlich hielt: Ich war einfach ein lebendes Wunder.» Doch

heute haben deren Kinder und Enkelkinder eine andere Beziehung zur Welt. Vielleicht sind Fremdenfeindlichkeit und Rassismus Teil ihres Lebens, ebenso wie Beyoncé, Drake und Meek Mill, die Musik, die ich freitagnachts aus den Schweizer Clubs pulsieren höre.

In den Fünfzigerjahren musste Baldwin seine Platten noch wie einen Geheimvorrat an Medikamenten einschleusen und seinen Plattenspieler nach Leukerbad hochschleppen. Doch der Sound von amerikanischem Blues erlaubte ihm, mit Harlem geistig verbunden zu bleiben. Während meines Aufenthalts lauschte ich manchmal derselben Musik, um mich mit ihm zu verbinden, etwa Bessie Smith' «I need a little sugar in my bowl / I need a little hot dog on my roll» [«Ich brauch 'n bisschen Zucker in meiner Schale / Ich brauch 'n kleines Würstchen in meiner Stulle»] oder Fats Wallers «Your Feet's Too Big»; und natürlich meine eigene Playlist: Bettye Swann, Billie Holiday, Jean Wells, «Coltrane Plays the Blues», die Physics und Childish Gambino. Die Reisedmusik hilft einem, sich seine eigene innere Witterung zu schaffen. Doch die Aussenwelt spielt auch mit: Als ich eines Nachmittags im Römerhof zu Mittag ass – an diesem Tag waren alle Gäste und das gesamte Personal weiss –, tönte aus den Lautsprechern Whitney Houstons «I Wanna Dance With Somebody». Geschichte ist jetzt und Black America.

Beim Abendessen in einer Pizzeria gab es Blicke. Britische Touristen am Nebentisch starrten mich an. Ausser mir war nur die Kellnerin von dunklerer Hautfarbe, und im Spa-Bereich des Hotels fand ich einen älteren schwarzen Mann unter den Angestellten. «Die Menschen sind in der Geschichte gefangen, und die Geschichte ist in ihnen gefangen», schrieb Baldwin. Es stimmt aber auch, dass die kleinen Bruchstücke der Geschichte mit enormer Geschwindigkeit herumschwirren und nicht immer logisch nachvollziehbar ist, wo und wie lange sie sich absetzen. Ich war nicht die einzige schwarze Person im Dorf. Doch vielleicht interessanter war die schlichte Tatsache, dass ich nicht der einzige Ausländer war. Das war wohl die grösste Veränderung. Hatte das Dorf damals jenes Flair eines Kur- oder Wallfahrtsortes mit ein bisschen Lourdes-Atmosphäre, ist es heute viel geschäftiger, und die Besucher kommen nicht nur aus anderen Teilen der Schweiz, aus Deutschland, Frankreich, Italien und allen Ecken Europas, sondern auch aus Asien und den Amerikas. Leukerbad ist heute der beliebteste Badekurort der Alpen. Die städtischen Bäder sind überfüllt. Es gibt Hotels an jeder Strassenecke, in jeder Preisklasse, exklusive Restaurants und Geschäfte für Luxusartikel. Wenn man auf tausendvierhundert Metern über dem Meeresspiegel eine zum Weinen teure Armbanduhr kaufen möchte, ist das heutzutage möglich.

Die besseren Hotels haben ihre hauseigenen Thermalbäder, auch das Hotel Mercure Bristol. Ich nahm den Aufzug und fuhr ins Spa hinunter. Zuerst ging ich in die Trockensauna, und einige Minuten später glitt ich in den Pool und liess mich im warmen Wasser in den Aussenbereich treiben. Draussen waren noch andere Badegäste, aber nicht viele. Es regnete leicht. Wir waren umringt von Bergen und umschlossen von unsterblichem Blau.

Zusehen, wie die Eroberer ankommen

In ihrem brillanten Buch «Harlem Is Nowhere» schreibt Sharifa Rhodes-Pitts: «In beinahe jedem Essay, den James Baldwin über Harlem schrieb, vollführt er dieses ganz besondere literarische Kunststück, das Sportreporter, wäre er Sportler gewesen, wahrscheinlich mit einem eigenen Code versehen und «den Jimmy»



Teju Coles Fotografien aus der Schweiz, wo er sich zurzeit aufhält, sind Bilder eines einsamen, distanzierten Wanderers durch eine uns vertraute Landschaft. Sie ziehen ähnlich in den Bann wie die Reflexionen seiner Protagonisten im Roman «Open City», mit dem Cole weltbekannt wurde. Alle Bilder auf dieser Doppelseite entstanden in den vergangenen drei Monaten.



getauft hätten. Ich würde es eher mit filmischen Begriffen beschreiben, denn seine Wirkung erinnert an eine Technik, bei der der Kameramann herausschwenkt, indem er mit einer Nahaufnahme beginnt und dann auf Weitwinkel auszoomt, während die Linse auf einem Punkt in der Ferne fokussiert bleibt.» Diese Bewegung, diese plötzliche Erweiterung des Fokus, findet man auch in seinen Essays, die nicht von Harlem handeln. In «Ein Fremder im Dorf» gibt es eine Textpassage von etwa sieben Seiten, wo Baldwin im Begriff ist, den Erzählton des Eingangsabschnittes hinter sich zu lassen, und rhetorisch Gas gibt. Er notiert Folgendes über die Dorfbewohner:

«Diese Menschen können nach Ansicht der Macht nirgendwo in der Welt Fremde sein; sie haben in der Tat die moderne Welt geschaffen, auch wenn sie es nicht wissen. Der Ungebildetste unter ihnen ist auf eine Art, in der ich es nicht bin, mit Dante verwandt, mit Shakespeare, Michelangelo, Aischylos, Da Vinci, Rembrandt und Racine. Die Kathedrale von Chartres bedeutet ihnen etwas, was sie mir nicht bedeuten kann, und genauso ginge es ihnen mit dem Empire State Building in New York, sollte einer von ihnen es jemals zu Gesicht bekommen. Aus ihren Kirchenliedern und Tänzen gingen Beethoven und Bach hervor. Nur wenige Jahrhunderte zuvor befinden sie sich auf dem Höhepunkt ihres Ruhms – doch ich bin in Afrika und sehe zu, wie die Eroberer ankommen.»

Worum geht es in dieser Aufzählung? Interessiert es Baldwin wirklich, dass die Leute aus Leukerbad durch irgendeine vage Vertrautheit mit Chartres verwandt sind? Dass irgendein weit zurückliegender genetischer Strang sie mit Beethovens Streichquartetten verknüpft? Später argumentiert er, dass trotzdem niemand den Einfluss bestreiten kann, den «die Präsenz des «Negro» auf den amerikanischen Charakter gehabt hat». Er erkennt die Wahrheit und die Kunst in Bessie Smith' Schaffen. Er will und kann nicht – will ich zumindest glauben – Bach über den Blues stellen. In den 1950ern herrschte eine recht enge allgemeine Vorstellung von «Black Culture». In der Zwischenzeit hat es wohl ausreichend kulturelle Errungenschaften von Schwarzen gegeben, um eine ganze Starbesetzung aufzustellen: Da waren Coltrane und Monk und Miles, Ella und Billie und Aretha. Toni Morrison, Wole Soyinka und Derek Walcott passierten uns ebenso wie Audre Lorde, Chinua Achebe und Bob Marley. Der Körper wurde nicht des Geistes wegen aufgegeben: Alvin Ailey, Arthur Ashe und Michael Jordan ereigneten sich ebenfalls. Die Quelle des Jazz und des Blues schenkte der Welt dazu Hip-Hop, Afrobeat, Dancehall und House. Und, ja, als James Baldwin 1987 starb, wurde auch ihm die Anerkennung eines Stars zuteil.

Frage der Abstammung

Während Baldwin weiter über die Kathedrale von Chartres und die Grossartigkeit jener Kulturleistung nachdenkt und darüber, dass sie Schwarze, seiner Meinung nach, nur als Negativ, nämlich als Teufel einschliesst, schreibt er: «Der «American Negro» hat kraft der absoluten Entfremdung von seiner Vergangenheit zu seiner Identität gefunden.» Doch die entfernte afrikanische Vergangenheit ist heute viel zugänglicher als noch im Jahr 1953. Ich würde nie auf den Gedanken kommen, dass ich einige Jahrhunderte zuvor «in Afrika war und zusah, wie die Eroberer ankamen». Ich vermute also, Baldwin macht hier einen rhetorischen Schachzug und sucht nur eine makabre Kadenz für den Abschluss eines Textabsatzes. In «A Question of Identity», einem anderen Essay aus «Notes of a Native Son», schreibt er: «Die Wahrheit über jene

Vergangenheit ist nicht, dass sie zu kurz ist oder zu vage, sondern vielmehr, dass wir uns derart entschieden von ihr abgewandt und ihr deswegen nie abverlangt haben, was sie zu geben hat.» Im 14. Jahrhundert schufen die Künstler am Hof von Ife Bronzeskulpturen mittels eines komplizierten Giessverfahrens, das in Europa bereits in der Antike verloren ging und erst mit der Renaissance wiederentdeckt wurde. Die Ife-Bronzen sind den Werken von Ghiberti oder Donatello ebenbürtig. Ihre Präzision und formale Pracht lassen die Konturen eines bedeutenden Königsreichs erahnen, zeugen von einem Netzwerk hoch entwickelter Ateliers und einer kosmopolitischen Welt des Handels und Wissens. Und Ife war nicht alles. Ganz Westafrika war ein kulturelles Ferment. Von der egalitären Regierung der Igbo über die Goldarbeiten der Ashanti-Könige und die Messingbüsten aus Benin bis zu den militärischen Erfolgen des Mandinka-Reiches und den musikalischen Virtuosen, die jene Kriegshelden besangen, hatte dieser Teil der Welt bereits zu tiefgreifend in Kunst und Leben investiert, um einfach auf eine Karikatur reduziert zu werden, «die zusieht, wie die Eroberer ankommen». Wir wissen es heute besser. Wir wissen es mit einem ganzen Stapel von wissenschaftlicher Sicherheit, und wir können es stillschweigend voraussetzen; die explizite Auflistung aller Kulturleistungen ermüdet uns sogar und dient uns eigentlich nur dazu, dem Eurozentrismus entgegenzuwirken.

In keiner Welt würde ich die einschüchternde Schönheit der Yoruba-Poesie, um ein Beispiel zu nennen, gegen die Sonette von Shakespeare eintauschen noch die Brandenburgischen Konzerte der Kora-Musik der Mali vorziehen. Ich freue mich, beides haben zu können. Diese sorglose Zuversicht ist auch ein Geschenk der Zeit. Es ist der Gewinn, den frühere Generationen erkämpft haben. Ich fühle mich nicht fremd in Museen. Baldwin aber hat sich über die Frage der Abstammung den Kopf zerbrochen. Er hatte einen Sinn für bedeutende Weltkunst, aber auch ein Gefühl für seine Ausgrenzung aus ihr. In dem Essay «Autobiographical Notes» stellt er auch eine Liste zusammen (allmählich bekommt man den Eindruck, solche Listen wurden ihm bei Streitgesprächen an den Kopf geworfen): «Auf eine subtile, wirklich profunde Weise suchte ich etwas Bestimmtes in Shakespeare, Bach, Rembrandt, in den Denkmälern von Paris, der Kathedrale von Chartres und dem Empire State Building, in diesen Gebilden, in denen meine Vergangenheit nicht vorkam. Vergeblich und für immer würde ich in ihnen eine Spiegelung meiner Selbst suchen. Ich war ein Eindringling; dies war nicht mein Erbe.» Die Zeilen zittern vor Traurigkeit. Was er liebt, erwidert seine Liebe nicht.

Unterschiede

Hier trennen sich Baldwins und meine Wege. Ich kann zwar seinen Schmerz nachvollziehen, doch nicht die Selbstverleugnung, die ihn daran fesselt. Der zutiefst menschliche Bach ist mein Erbe. Ich fühle mich nicht als Eindringling, wenn ich ein Porträt von Rembrandt betrachte. Beide bedeuten mir mehr als vielen Weissen, so wie manchen Weissen Aspekte afrikanischer Kunst wichtiger sind als mir. Ich kann mich weisser Vorherrschaft widersetzen und mich trotzdem an gotischer Architektur erfreuen. Ich stimme Ralph Ellison zu: «Die Wertungen meines Volkes sind weder «weiss» noch «schwarz», sie sind amerikanisch. Sie könnten auch nichts anderes sein, denn wir sind Menschen, die mit der amerikanischen Erfahrung verwoben sind.» Und trotzdem kann ich (ein halbes Jahrhundert später in den USA geboren) Baldwin immer noch verstehen, weil ich die blanke Wut an-



Bettwäschegarnitur
«Tulpen» oder
«Stripes» je
89.95
100% Bio-Baumwolle,
160 x 210 cm/65 x 100 cm

naturaline
BIO & FAIR

Für reine Lebensfreude.

coop city

Für mich und dich.

gesichts eines um sich greifenden und begrenzenden Rassismus im eigenen Körper gespürt habe. Aus seinen Texten klingt ein Hunger nach Leben, nach allem, was es zu bieten hat, und ein Wunsch, nicht nur als nichts vorzukommen (ein Neger, nichts als ein Neger), wo er doch weiss, dass er so viel ist. Und dieses «so viel» hat weder mit seinem Schriftsteller-Ego noch mit der Aufregung über seinen Ruhm in New York und Paris zu tun. Vielmehr geht es um die unanfechtbaren Grundeigenschaften eines Menschen: Lust, Schmerz, Liebe, Humor und Trauer und die Komplexität der inneren Landschaft, die unsere Gefühle erhält. Baldwin wunderte sich darüber, dass irgendjemand irgendwo diese Grundfeste infrage stellte und ihm damit die grösste Zeitverschwendung aufbürdete, die Rassismus vor allem ist, und mit ihm so vielen Leuten an so vielen Orten. Diese unermüdliche Fähigkeit, schockiert zu sein, steigt wie Dampf aus seinen Texten: «Der Zorn des Missachteten nützt dem Einzelnen nichts», schreibt er, «aber er lässt sich auch auf keinen Fall vermeiden.»

Leukerbad gab Baldwin die Möglichkeit, von Grund auf über weisse Vorherrschaft nachzudenken. Dort fand er wohl ihre einfachste Ausformung. Die Männer, die ihm nahelegten, er sollte Ski fahren lernen, um ihn dann verspotten zu können, oder die Dorfbewohner, die ihn hinter seinem Rücken des Diebstahls von Brennholz beschuldigten, oder diejenigen, die sein Haar anfassen wollten und dann vorschlugen, er solle es wachsen lassen, um sich einen Wintermantel daraus zu stricken, und «die Kinder, denen man beigebracht hat, dass der Teufel ein schwarzer Mann ist, und die vor lauter Angst aufschrien», wenn er auftauchte: Für Baldwin waren das die Urformen (wie die noch nicht ausgestorbenen Quastenflosser) von Gesinnungen, aus denen sich die intimeren, vertrackteren, vertrauteren und obszöneren amerikanischen Formen weisser Vorherrschaft entwickelt hatten, die er schon allzu gut kannte.

Es ist ein schönes Dorf. Ich mochte die Bergluft. Doch jedes Mal, wenn ich von meinem Bad in der Therme oder einem Spaziergang mit der Kamera in mein Zimmer zurückkehrte und Onlinenachrichten las, wurde ich mit einer endlosen Serie von Krisen konfrontiert: im Mittleren Osten, in Afrika, in Russland, eigentlich überall, allgegenwärtiges Leiden. Doch mit jenem grösseren Elend waren Geschichten verknüpft, und das Nachdenken über und mithilfe des «Fremden im Dorf» wirkte wie ein Kontrastmittel auf meine Wahrnehmung dieser Nachrichten. Die US-Polizei schoss weiter auf unbewaffnete schwarze Männer oder tötete sie auf andere Weise. Und den anschliessenden Protesten in den «Black Communities» entgegnete der Polizeiap-

parat mit einer Gewalt, die kaum noch vom Einmarsch einer Armee zu unterscheiden ist. Die Menschen begannen allmählich eine Verbindung zwischen den verschiedenen Ereignissen zu erkennen: die Schiessereien, der fatale Würgegriff, die Erzählungen von Menschen, denen lebensrettende medizinische Behandlung verweigert worden war. Eine Welle der Empörung und Trauer erschütterte die von Schwarzen bewohnten Stadtteile.

In diesem Zusammenhang wurde ich auf eine kleinere, weniger bedeutende Geschichte (die aber nicht weniger *bedeutet*) aufmerksam. Der Bürgermeister von New York und sein Polizeichef sind besessen von öffentlicher Ordnung, Reinigung und Reinhaltung und haben entschieden, dass die Verhaftung von Tanztruppen, die in fahrenden U-Bahn-Waggons auftreten, eine Möglichkeit ist, die Stadt sauberer zu machen. Die Rechtfertigung, warum dies vorrangig behandelt werden müsse, las sich folgendermassen: Manche Leute hätten Angst, von einem Fuss getroffen und ernsthaft verletzt zu werden (noch ist es nicht passiert, aber sie haben schon Angst davor), einige Leute empfinden es als Störung, und ein paar politische Entscheidungsträger sind der Meinung, kleinen Verstössen nachzugehen würde grösseren Verbrechen vorbeugen. Also wurde die Polizei eingeschaltet, um die Bedrohung durch Tänzer zu bekämpfen. Sie jagten und schikanieren sie und legten ihnen Handschellen an. Das «Problem» waren Tänzer, und diese Tänzer waren, zum Grossteil, schwarze Jungs. Die Zeitungen schlugen denselben Ton wie die Regierung an: eine hochmütige Ablehnung der Performer. Und gerade diese Tänzer sind doch ein Lichtblick im Alltag, ein Moment unregelmässiger Schönheit, Künstler mit Talenten, die sich ihr Publikum kaum vorstellen kann. Welche Denkweise steckt hinter der Haltung, ihre Beseitigung würde das Stadtleben verbessern? Niemand hält doch die Trick-or-Treaters an Halloween für eine öffentliche Bedrohung. Die Gesetzeshüter gehen auch nicht gegen die Zeugen Jehovas oder gegen Pfadfinderinnen vor, die Girl-Scout-Cookies verkaufen. Aber der schwarze Körper wird vorverurteilt und daher unnötigen Gefahren ausgesetzt. Schwarzsein bedeutet, Hauptleidtragender selektiver Strafverfolgung zu sein und in einem Zustand psychischer Schwankungen zu leben ohne Garantie persönlicher Sicherheit. Zuallererst ist man ein schwarzer Körper und dann erst ein Kind, das die Strasse entlangläuft, oder ein Harvard-Professor, der nach seinem Schlüsselbund sucht.

William Hazlitt schrieb 1821 einen Essay mit dem Titel «The Indian Jugglers» [Die indischen Gaukler]. Seine Worte kommen mir jedes Mal beim Anblick eines grossartigen Sportlers oder Tänzers in den Sinn: «Mensch, du bist ein wundervolles Tier, und

deine Wege sind unergründlich! Du kannst die wunderlichsten Dinge tun, aber du verwandelst sie ohne viel Aufhebens! Dein Gelingen dieser aussergewöhnlichen Geschicklichkeit übersteigt die Vorstellungskraft, und atemlos muss man sie bewundern.» Angesichts des Bewunderungswürdigen schlägt es manchen den Atem nicht aus Bewunderung, sondern aus Wut. Sie nehmen ebenso sehr Anstoss an der Präsenz des schwarzen Körpers – ein unbewaffneter Junge in einer Strasse, ein Mann, der ein Spielzeug kauft, ein Tänzer in der U-Bahn, ein Schaulustiger – wie an der Gegenwart des schwarzen Geistes: Man radiert sie aus, und gleichzeitig macht man unendlich viel Profit mit der Arbeit von Schwarzen. Die gesamte Kultur ist durchzogen von Imitationen des schwarzen Körpers, seines Gangs und Verhaltens, seiner Kleidung, wie ein Vampir, der à la Greg Tate «Everything But the Burden» schwarzes Leben aufsaugt.

Rassismus tarnt sich

Leukerbad ist von Bergen umringt: das Daubenhorn, das Torrenthorn, das Rinderhorn. Ein Bergpass, der Gemmi, etwa 850 Meter höher gelegen als das Dorf, verbindet den Kanton Wallis mit dem Berner Oberland. Durch diese zerklüftete Landschaft, dürrig an Orten und Grün, ein Lehrbuchbeispiel des Erhabenen, bewegt man sich wie im Traum. Der Gemmipass ist mit guten Gründen berühmt, Goethe erklimmte ihn und auch Byron, Twain und Picasso, und er kommt sogar in einem Sherlock-Holmes-Abenteuer vor. Der Detektiv überquert ihn auf dem Weg zu seinem schicksalhaften Treffen mit Professor Moriarty bei den Reichenbachfällen. An dem Tag, als ich mich auf den Weg zum Gemmi machte, gab es Regen und Nebel, aber das schlechte Wetter war mein Glück, denn ich hatte die Wanderpfade für mich allein. Und dabei erinnerte ich mich an eine Geschichte von Lucien Happersberger. Sie erzählt von einer Wanderung, die er mit Baldwin in diesen Bergen unternahm. Baldwin hatte beim Aufstieg plötzlich den Halt verloren und war für einen Augenblick in eine gefährliche Lage geraten. Doch Happersberger, ein erfahrener Kletterer, reichte ihm die Hand, und Baldwin war gerettet. Und diesem erschreckenden Augenblick, diesem biblisch anmutenden Moment hat Baldwin den Titel des Buches zu verdanken, an dem er so lange gearbeitet hatte: «Gehe hin und verkünde es vom Berge».

War Leukerbad seine Bergkanzlei, so waren die Vereinigten Staaten seine Gemeinde. Das abgelegene Dorf verschaffte ihm eine schärfere Perspektive auf die Lage der Dinge zu Hause. Er sei ein Fremder in Leukerbad, schrieb Baldwin, in den USA jedoch konnte ein Schwarzer niemals ein Fremder sein noch ein Weissler seine Fantasie von einem gänzlich weissen Amerika ohne Schwarze jemals verwirklichen. Diese Vorstellung, man könne die schwarze Existenz beseitigen, ist eine Konstante in der amerikanischen Geschichte. Es braucht seine Zeit zu verstehen, dass dieses Loswerden-Wollen weiterbesteht. Es braucht seine Zeit, bis die Weissen das verstehen. Es braucht seine Zeit, bis Nicht-Schwarze anderer Hautfarbe das verstehen. Und es braucht seine Zeit, bis es manche Schwarze verstehen, ob sie nun schon immer in den USA leben oder Nachzügler sind wie ich und sich anderswo andere Kämpfe angewöhnt haben. Der amerikanische Rassismus hat viele bewegliche Teilchen und im Laufe der Jahrhunderte genügend Zeit gehabt, eine beeindruckende Tarnung zu entfalten. Er ist in der Lage, lange Zeit und ganz im Stillen seine Bösartigkeit anzusammeln und gleichzeitig so zu tun, als würde er wegschauen. Wie Frauenfeindlichkeit liegt er in der Luft. Man

bemerkte ihn nicht auf den ersten Blick. Aber man versteht es irgendwann.

«Menschen, die ihre Augen vor der Wirklichkeit verschliessen, beschwören einfach nur ihren eigenen Untergang herauf, und jeder, der darauf besteht, in einem Zustand der Unschuld weiterzuleben, obwohl diese Unschuld schon lange tot ist, verwandelt sich in ein Monster.» Die Neuigkeit des Tages ist – eine alte Nachricht, aber krude wie eine frische Wunde –, dass die Existenz der Schwarzen in Amerika aus Sicht der Überwacher und Bestrafer, der Wirtschaftspolitik und unzähliger erschreckender Ausformungen der Missachtung beseitigbar ist. Unschuld wird zwar sehr anschaulich zur Schau gestellt, tatsächlich aber gibt es keine Unschuld mehr. Das moralische Konto bleibt so tief im Soll, dass wir nicht einmal anfangen können, über Reparationen nachzudenken. Baldwin schrieb «Ein Fremder im Dorf» vor mehr als sechzig Jahren. Und was ist jetzt?

© 2014, Teju Cole
Aus dem Amerikanischen von Christine Richter-Nilsson und Bo Magnus Nilsson

TEJU COLE ist noch bis Ende November Writer in Residence des Literaturhaus Zürich und der Stiftung PWG.
Am 1.10. liest er aus seinem neuen Buch «Every Day is for the Thief» im Literaturhaus.

DIE FARBE UND ICH
Augusto Giacometti
19.09.2014 – 08.02.2015

CREDIT SUISSE
Partner des Kunstmuseum Bern

Bürgergemeinde Bern

HÖDLERSTRASSE 8-12
CH-3000 BERN 7
WWW.KUNSTMUSEUMBERN.CH
DI 10H-21H MI-SO 10H-17H

KUNST MUSEUM BERN

Meret Oppenheim «Das Frühstück im Ruhe», 1936
© 2014, ProLitteris, Zürich

Meret Oppenheim hinterliess der Welt eine Pelztasse. Auch wenn Sie keine Malerin und Schriftstellerin sind: Sie können etwas Bleibendes für die Nachwelt schaffen. Mit einem Testament oder Legat zugunsten von UNICEF bauen Sie das Fundament einer besseren Welt für Kinder. Wir informieren Sie gerne:
UNICEF Schweiz, Baumackerstrasse 24, 8050 Zürich
Telefon +41 (0)44 317 22 66
www.unicef.ch

unicef

DER WEG INS GLÜCK

A young girl with her arms outstretched, surrounded by falling marshmallows against a green background. The marshmallows are in various colors (white, pink, green, yellow) and are scattered throughout the frame, creating a sense of joy and temptation. The girl is wearing a blue and white patterned dress and has a pink flower in her hair.

Wie Frühförderung wirkt. Und warum sie so wichtig ist.

*Wer den vielen Versuchungen früh zu widerstehen lernt,
wird es später besser im Leben haben: Amelie Schmid, Zweitklässlerin aus Winterthur*

Text MARTIN BEGLINGER

Fotos DAN CERMAK

An einem Mittwochnachmittag im Juni dieses Jahres zwängte die Erstklässlerin Amelie Schmid aus Winterthur ihre vielen blonden Locken unter einen verdrahteten Plastikhelm. Dann legte sie sich mit ihrem Stoffbären und einem Kribbeln im Bauch in einen Kernspintomografen. Es war eng in der Röhre und auch recht laut. In den folgenden 75 Minuten musste Amelie eine Reihe von spielerischen Tests auf einem Tablet machen, alles in allem eine ziemliche Geduldssprobe, die nur schafft, wer nicht allzu zappelig ist und keine Platzangst hat.

Amelie hielt durch. Sie hatte sogar Spass daran. Denn es gab auch Belohnungen. So musste sie sich in einem der Tests entscheiden, ob sie vier Taler lieber sofort haben und gegen Spielzeug eintauschen wollte – oder aber acht Taler eine Woche später. Sie entschied sich fürs Warten, weil sie wusste, dass sie mit acht Talern schöneres Spielzeug eintauschen konnte.

Es waren nicht Mediziner, die sich für den Präfrontalen Kortex der jungen Probandin interessierten. Für einmal waren Neurologen und hinter ihnen Ökonomen am Werk, die im dritten Untergeschoss des Universitätsspitals Zürich die Hirnaktivität der Siebenjährigen im Zweisekundenrhythmus abbildeten. «Neuroeconomics» heisst dieser Wissenschaftszweig, der menschlichen Entscheidungsprozessen auch im Gehirn auf die Spur kommen will. Um an der Spitze mitforschen zu können, hat der Zürcher Verhaltensökonom Ernst Fehr nicht nur mehrere Neurobiologen an sein «Department of Economics» nach Zürich geholt, sondern auch ein Labor mit einem institutseigenen Tomografen für fünf Millionen Franken eingerichtet.

Der Teufelskreis der Startnachteile

Amelie Schmid ist ein kleiner Teil eines grossen wissenschaftlichen Versuchs, den Fehr mit seinem Kollegen Daniel Schunk von der Gutenberg-Universität Mainz im November 2013 lancierte: die «Kids-Win»-Studie. Der Tomograf ist dabei nur ein Nebenschauplatz. Die Hauptbühne bilden 29 Primarschulklassen in Winterthur. Rund 580 Erstklässler und ihre Lehrerinnen sind an dem Versuch beteiligt. Er soll Antworten darauf liefern, wie sich die «motivationalen Fähigkeiten» von Kindern fördern lassen. Fehr und Schunk wollen wissen, wie man Fähigkeiten wie emotionale Selbstkontrolle, Geduld, Gewissenhaftigkeit, Kooperationsbereitschaft, Verlässlichkeit und Durchhaltewillen in der Schule besser trainieren kann. Und kann man es überhaupt?

Um solche Fragen kümmern sich normalerweise Pädagogen, Psychologinnen oder Kinderärzte, aber kaum Ökonomen. Sehr wohl hingegen Ernst Fehr. Ihn, der auch Phänomene wie Neid, Egoismus und Fairness erforscht, hat reales menschliches Verhalten schon immer mehr interessiert als der fiktive Homo oeconomicus oder die reine mathematische Abstraktion. Fehr und Schunk liessen sich ihrerseits von James Heckman inspirieren, einem amerikanischen Nobelpreisträger, der in den letzten Jahren mit mehreren Studien auf den grossen Segen frühkindlicher Förderung hingewiesen hat.

Andere wie der Entwicklungsspezialist Remo Largo oder die Freiburger Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm taten dies hierzulande gewiss schon früher. Nur konnte Heckman als einer der ersten Ökonomen die Wirkung und den volkswirtschaftlichen Nutzen von Frühförderung präzise belegen. Und präzise heisst hier: ähnlich stringent, wie Pharmakologen die Wirksamkeit von Medikamenten belegen müssen. Seither ist der

Ökonom aus Chicago einer der prominentesten Fürsprecher guter Förderprogramme, was auch die Pädagogen freut, zumindest jene, die ahnen, dass sich Politiker, die solche Programme bewilligen müssen, womöglich eher von Ökonomieprofessoren als von Pädagogen überzeugen lassen.

Der Winterthurer Stadtrat und Schulvorsteher Stefan Fritschi (FDP) gab jedenfalls rasch grünes Licht, nachdem die Anfrage des international renommierten Zürcher Ökonomen Fehr für den Kids-Win-Versuch bei ihm eingetroffen war (zumal es die Stadt fast nichts kostet). Die Lehrerschaft war da schon etwas zurückhaltender. Sie musste sich erst daran gewöhnen, dass hier von Kindern als «Humankapital» die Rede war, das, je nachdem, eine höhere oder tiefere «Ertragsrendite» abwarf. «Was haben Ökonomen an der Primarschule zu suchen?», fragten sich Irmgard Eichholzer und Bea Baumann, zwei erfahrene Primarlehrerinnen, die sich mit ihrer Klasse freiwillig für den Versuch gemeldet hatten (wie alle anderen Beteiligten auch).

Klar, sagt Fehr, in der Ökonomie geht es nun mal grundsätzlich um den effizienten Einsatz knapper Mittel – auch in der Bildung und Erziehung. Aber die erste Skepsis war rasch überwunden, als er den Winterthurer Lehrerinnen die Arbeit James Heckmans näher vorstellte.

Der Amerikaner hat sich vor allem mit dem sogenannten Perry-Preschool-Projekt beschäftigt, in dem es um 123 Kinder aus Michigan geht – alle aus schwarzen Familien, alle arm, alle mit einem IQ unter 85. Lauter «Risikokinder». Die eine Hälfte dieser Drei- bis Fünfjährigen hat man zwei Jahre lang fünfmal pro Woche am Vormittag intensiv betreut, hat mit ihnen gespielt, sie «emotional und kognitiv angeregt», wie das im Fachjargon heisst. Die andere Hälfte der Kinder hat man, um einen Vergleich zu ermöglichen, ihren Eltern und sich selbst überlassen. Das Projekt startete 1962, in den folgenden vierzig Jahren wurden die mittlerweile Erwachsenen immer wieder befragt. Das Resultat, wie Heckman belegt: Die frühe Förderung hat einen sehr positiven Einfluss auf das spätere Leben. Der Grund dafür war nicht etwa ein höherer IQ, denn der blieb auf Dauer gleich tief wie zuvor. Was sich hingegen bei diesen Kindern markant verbessert hatte, war die sogenannte Selbstregulation, also jene emotionale und soziale Kontrollfähigkeit, die Ernst Fehr in Winterthur trainieren lassen will. Denn je besser die frühkindliche Selbstregulation, umso eher kommt es nach James Heckmans Erkenntnissen später zu

- besserem Schulerfolg,
- höherem Einkommen,
- weniger Arbeitslosigkeit,
- weniger Suchtverhalten,
- weniger Fettleibigkeit,
- besserer Gesundheit,
- weniger kriminellem Verhalten.

Es scheint, als habe man den Königsweg ins Glück gefunden. So weit würde der Verhaltensökonom Fehr nicht gehen – bei aller Begeisterung über Heckmans epochale Studie. Doch für ihn ist es zumindest ein Wegweiser aus dem «Teufelskreis der sozial vererbten enormen Startnachteile» (Fehr) von Kindern aus bildungsfernen Elternhäusern. Es geht, mit anderen Worten, um mehr Chancengerechtigkeit.

Tatsächlich hat sich in den letzten Jahren die frühkindliche Selbstregulation zu einer Art Zentralkompetenz herauskristallisiert, die die Zukunft eines jungen Menschen mindestens so stark bestimmt wie seine soziale Herkunft. Ja, mehr noch als



**ZURICH VERSICHERUNG.
FÜR ALLE, DIE WIRKLICH LIEBEN.**


ZURICH®

seine angeborene Intelligenz. Kein Wunder, dass reihenweise Bücher dazu erschienen sind, die entweder «Disziplin» (Roy Baumeister), «Konzentration» (Daniel Goleman) oder «Impulskontrolle» (Amy Chua) preisen, im Grunde aber alle das Gleiche meinen: eine gute Selbstregulation.

Doch kaum etwas scheint heute schwieriger zu sein in den westlichen Instant-Befriedigungsgesellschaften als Widerstand gegen die permanente Versuchung. Nicht von ungefähr schreibt Amy Chua in ihrem Buch «The Triple Package», die amerikanische Konsumgesellschaft sei – im Unterschied zur konfuzianisch geprägten Erziehungskultur – «ein grosser Vernichter von Impulskontrolle».

Den legendären Urtest zur Selbstregulation hat der Psychologe Walter Mischel Anfang der 70er-Jahre in Kalifornien erfunden, und er ist denkbar einfach. Es ist im Prinzip der Taler-Test, den auch Amelie im Zürcher Unispital absolvierte. Mischel stellte Vierjährige vor die Wahl, was sie lieber wollten: ein Marshmallow sofort essen – oder aber 15 Minuten allein in einem Raum ausharren und dann zur Belohnung zwei Marshmallows erhalten. Ein Drittel der Kinder griff sogleich gierig zu, ein zweites Drittel schwankte, doch ein Drittel widerstand der Versuchung und erhielt zur Belohnung zwei Bonbons. Das schafften die Widerständigen unter anderem deshalb, weil sie sich in der Wartezeit auf etwas anderes zu konzentrieren vermochten. Wer hingegen nur auf das Bonbon starrte, hatte schon so gut wie verloren.

Das sagt zwar einiges über die frühkindliche Willensstärke aus und über die Fähigkeit, eine Belohnung zugunsten eines höheren Ziels aufzuschieben – eine Grundvoraussetzung für die Idee des Investierens. Aber es sagt zunächst einmal gar nichts über die

Zukunft. Wie nachhaltig diese Eigenschaften das weitere Leben tatsächlich prägen, offenbarten erst Studien wie jene an der Perry Preschool in Michigan oder ein anderer, geradezu gigantischer wissenschaftlicher Feldversuch in Neuseeland. In Dunedin, einer Stadt so gross wie Winterthur, wurden sämtliche 1073 Neugeborenen des Jahres 1972 systematisch untersucht: als Säuglinge, als Kleinkinder, als Jugendliche und dann wieder als 20-, 30- sowie 40-Jährige. Das Fazit nach vier Jahrzehnten war das gleiche wie in Michigan: Gute Selbstregulation in der frühen Kindheit fördert die Chancen auf ein besseres Leben.

Anfang 2014 schwärmten die Forscherteams von Ernst Fehr und Daniel Schunk an die Schulen in Winterthur aus, auch in die erste Klasse von Irmgard Eichholzer und Bea Baumann. Zunächst prüften sie jedes Kind auf seine motivationalen und kognitiven Fähigkeiten. Wie gross ist seine Geduld? Wie hoch die Risikobereitschaft? Und wie gut ist es im Lesen und Rechnen?

Dann erst begann das Training. Sechs Wochen lang, täglich mindestens dreissig Minuten, sass jeder Erstklässler an einem eigens auf seine Fähigkeiten abgestimmten Computer und trainierte sein Arbeitsgedächtnis. Denn dieses, sagen die Neurobiologen, wird von der gleichen Hirnregion aus gesteuert wie die Selbstregulation. Deshalb wollen Fehr und Schunk testen, ob das Gedächtnistraining zugleich die Selbstregulation verbessert. Das heisst aber nicht, Letztere lasse sich demnächst quasi per Knopfdruck im Hirn verbessern. Das ist Neuroscience-Fiction. Hingegen hoffen die Neurobiologen, den Lehrkräften künftig Hinweise auf bessere Lernmethoden zu geben, wie Todd Hare sagt, der mit Ernst Fehr die neurologischen Tests in der Kids-Win-Studie leitet.

Und das Ergebnis im Schulzimmer? Die Auswertung der Testdaten wird erst 2015 vorliegen, doch Kinder wie Lehrerinnen waren begeistert vom spielerischen Trainingsprogramm, das sich automatisch jedem Niveau anpasst. Waren die Antworten gut, wurden die Aufgaben anspruchsvoller und umgekehrt, was Lernerfolge auf jeder Stufe verschaffte. «In diesem kleinen Bereich ermöglichten die Computer einen hochgradig individualisierten Unterricht, wie wir ihn nicht bieten könnten», sagt Irmgard Eichholzer. «Alle Kinder blieben dran und waren voll motiviert. Wie nachhaltig das Training war, wird sich zeigen.»

Wesentlich zäher verliefen die Trainings zur Selbstregulation. Dazu hatten sich die Forscher ein Programm ausgedacht, das sich an einem Konzept namens «Mental Contrasting» des Motivationspsychologen Peter Gollwitzer orientiert. Die Idee: Ich sehe ein Ziel und zugleich ein Hindernis und muss nun einen Weg zu dessen Überwindung finden. Am besten in Form einer Wenn-Dann-Strategie, zum Beispiel etwa so: Wenn mein Banknachbar schwatzt, ich aber aufpassen und lernen will, dann halte ich einen Zettel mit der Mahnung «Pssst!» hoch.

Alles schön und gut gemeint, jedoch zu kompliziert und lebensfern für unsere Erstklässler, realisierten die beiden Lehrerinnen rasch und brachten den Inhalt in eine kindgerechtere Form. Es blieb auch so schwierig genug, die Vorstellungen der Wissenschaftler mit der Welt der Siebenjährigen zu verbinden.

Selbstregulation indirekt fördern? «Unbedingt!», sagen die beiden Lehrerinnen, und das tun sie nach ihrem Empfinden auch laufend, indem sie den Kindern täglich Aufgaben mitgeben. Doch ein künstliches Konzentrations- und Ausdauertraining? «Schwierig.»

Selbstkontrolle ist lernbar

Dieser Meinung ist auch die renommierte Lernforscherin Elisabeth Stern von der ETH Zürich. Sie glaubt nicht, dass Selbstregulation wie ein einzelner Muskel trainierbar ist, auch nicht in der Schule. «Selbstregulation ist zwar lernbar, aber nicht isoliert lehrbar. Es braucht ein gut strukturiertes und emotional stabiles Umfeld, das dafür sorgt, dass ein Kind emotionale Selbstkontrolle lernt. Diese Selbstkontrolle ist wiederum gut lernbar, weil sie viel stärker formbar ist als die Intelligenz, wo die Gene eine weit grössere Rolle spielen. In der Schule kann Selbstkontrolle durch gut strukturierte Lernumgebungen gefördert werden. Alle Schüler müssen die Erfahrung machen, dass sie sich durch Anstrengung verbessern können.»

Wahrscheinlich, sagt Stern weiter, sei Selbstregulierung in den ersten Lebensjahren «besonders gut lernbar, weil erste emotionale und soziale Erfahrungen prägend sind für die Entwicklung von Vertrauen und Empathie».

Das ist zwar auch später möglich, aber nur mit wesentlich mehr Aufwand. Je höher das Alter, umso tiefer der «Return on Investment», würden die Neuroökonomien sagen.

Janine Schmid, die Mutter von Amelie, liest weder wissenschaftliche Studien über Selbstregulation noch Ratgeber über Disziplin, und sie war auch noch nie in einem Frühförderkurs, wie sie unter bildungsnahen Mittelstandseltern so beliebt sind. Stattdessen vertrauen sie und ihr Ehemann hauptsächlich «dem gesunden Menschenverstand».

Amelie hat das Glück, in besagtem «gut strukturierten und emotional stabilen Umfeld» (Stern) aufzuwachsen, wo soziales Lernen automatisch geschieht, vor allem über Vorbilder. →

AKAD
Die Schweizer Bildungsinstitution.
Effizient. Sicher. Individuell.

Neu AKAD Lehrmittel auch als e-Textbooks!

Besser richtig lernen.
Höhere Fachschulen Rechnungswesen Fachhochschulen
Passerelle Kader Leadership Management
Zugang zu Hochschulen Treuhand Berufliche Weiterbildung
Kommunikation Banken Versicherungen
Allgemeinbildung Informatik Organisation Sprachen
und Kultur Verkauf Gymnasiale Maturität Marketing
Berufsmaturität HR Management Handelsschule und KV

Laufend Infoanlässe. www.akad.ch

Gesucht – gebucht
Gute Handwerker zu guten Preisen
auf renovero.ch

Online Handwerkerofferten einholen und vergleichen.

RENOVERO.ch

JA ZUR KARTE OHNE JAHRESGEBÜHR!

DIE GRATIS CUMULUS-MASTERCARD:

- keine Jahresgebühr, auch in den Folgejahren
- kostenlose Partnerkarte
- weltweit Cumulus-Punkte sammeln

3000 PUNKTE

Bis 31.10.2014 beantragen und 3000 Bonuspunkte sichern! Antrag ausfüllen unter cumulus-mastercard.ch, telefonisch anfordern unter 044 439 40 27 oder in Ihrer Migros abholen.

comparis.ch
Kreditkarten
gut: **5.3**
Kundenzufriedenheit 07/2014

MasterCard **MIGROS**
Ein M besser.

Herausgeberin der Cumulus-MasterCard ist die Cembra Money Bank AG.



Das Warten hat sich für Amelie gelohnt: Statt eines Marshmallows gibt es zwei.

Erzählt die Mutter am Stubentisch ihres Einfamilienhauses vom Wochenprogramm ihrer Tochter, dann könnte man Janine Schmid im ersten Moment für eine Tiger Mom halten. Ist sie aber nicht. Eher findet sie, Amelie, jetzt bereits eine Zweitklässlerin, mache zu viel aufs Mal: am Dienstag Ballett, am Mittwoch Mädchenriege, am Donnerstag Schwimmen – nebst dem normalen Schulprogramm. «Wir hetzen unsere Kinder nicht durch die Welt. Amelie selber ist die treibende Kraft.» Und warum, fragt die Mutter, sollten sie es der Tochter verbieten, wenn dieser alles so verblüffend leichtfällt und offensichtlich Spass macht?

Sie glaube, der Lebensweg werde zu neunzig Prozent in den Genen vorgespurt und nur zu zehn Prozent von der Erziehung. Gut möglich also, dass Amelie viel von ihren Eltern geerbt habe, sagt Janine Schmid, die teilszeitlich als Pflegefachfrau in der Unfallabteilung des Kantonsspitals Winterthur arbeitet, während Mark Schmid, ursprünglich gelernter Feinmechaniker, heute Unternehmer mit MBA-Abschluss ist und eine Beratungsfirma mit 25 Mitarbeitern aufgebaut hat. «Wir sind beide Machertypen, mit einem gesunden Ehrgeiz, den wir aus unseren beiden Familien mitbekommen haben.»

«Was ist Ehrgeiz?», fragt Amelie, die mit am Tisch sitzt.

«Wenn man etwas unbedingt erreichen will.»

«Ich will Tierärztin werden.»

«Schön», sagt ihre Mutter, «aber dann musst du in der Schule aufpassen und lernen, sonst wirst du nicht Tierärztin.»

In dieser Hinsicht sei sie «fadengerade», sagt Janine Schmid. Eine gewisse Disziplin und Zielstrebigkeit müsse sein, Schule ist nicht Nebensache. Trotzdem würde sie Amelie «nie ins Lernstudio» schicken, sollte sie das Gymi nicht aus eigener Kraft schaffen. «Auch eine gute Berufsausbildung wäre bestens, Hauptsache, es entspricht dem Kind.»

Manche Erziehungsmuster habe sie von ihren Eltern oder ihren älteren Schwestern übernommen, die selber Mütter sind, sagt Janine Schmid. Zum Beispiel die Liste mit den «Lachi»- und den «Lätschi»-Gesichtern, die an ihrer Küchenwand hängt. Für Mithilfe beim Tischabräumen gibts kein «Lachi», das gilt als selbstverständlich, hingegen für freiwilliges Staubsaugen. «Mitdenken ist gefragt.» Ein «Lätschi» handelt sich Amelie ein, wenn sie zum Beispiel endlos mit ihrem jüngeren fünfjährigen Bruder Lenny streitet. Nach zehn «Lätschi» gibts eine Woche lang keine Süs-

sigkeiten oder kein Fernsehen, nach zehn «Lachi» ein Geschenk für höchstens zehn Franken. So läuft seit vier Jahren ein Selbstregulierungstraining, ohne dass man es je so genannt hätte.

10 000 Franken pro Kind

Mit einer ziemlich anderen Klientel als stabilen Schweizer Mittelstandsfamilien hat Barbara Steinegger zu tun. Die Elterntrainerin des Kinder- und Jugendhilfezentrums Dietikon arbeitet für ein weiteres wissenschaftliches Grossprojekt im Kanton Zürich – «Zeppelin» –, das der Psychologe Andrea Lanfranchi von der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik im Jahr 2010 gestartet hat. Während «Kids-Win» auf die Schulkinder fokussiert, zielt «Zeppelin» auf die Eltern mit Kleinkindern bis zu drei Jahren.

Barbara Steinegger mag das Wort Elterntrainerin zwar nicht, aber es trifft die Sache, denn sie bildet Eltern zu «Lehrern ihrer Kinder» aus nach Vorbild des ursprünglich amerikanischen Programms «PAT – Mit Eltern lernen».

Nach Erfahrung der Mütterberatung und von Kinderärzten gelten in Dietikon gut zehn Prozent aller Familien als sogenannte Risikofamilien, weil die Eltern arbeitslos, psychisch labil, suchtgefährdet, alleinerziehend oder vielleicht auch alles zusammen sind. Solche Eltern zu finden und sie vom Sinn eines Trainings zu überzeugen war die erste grosse Hürde für das «Zeppelin»-Projekt.

Schliesslich hat man 250 Risikoeltern in 14 Zürcher Gemeinden ausgesucht. Nach dem Zufallsprinzip werden 130 von ihnen seit drei Jahren gefördert, die andern 120 Familien hingegen nicht, um die unterschiedlichen Effekte präzise eruieren und vergleichen zu können.

Barbara Steinegger besucht 15 solcher Familien mit Kindern ab Geburt bis drei Jahre, jeweils zweimal pro Monat für eine Stunde, möglichst nicht nur die Mütter, sondern auch die Väter, damit diese ebenfalls richtig zu reagieren lernen, wenn ihr dreijähriges Kind schreit, weil es nicht sofort haben darf, was es will. Zum Beispiel ein Marshmallow. Oder das Smartphone, mit dem die Eltern selber andauernd spielen. Hart bleiben? Nachgeben? Eine Alternative suchen? Ein klassisches Erziehungsproblem, sagt die Trainerin. Wichtig sei, dass die Eltern ihr Kind verstehen lernen, es nicht anbrüllen oder gar handgreiflich werden, sondern seine Gefühle und sein Verhalten begreifen. Dazu braucht es – Remo Largo weist seit Jahren darauf hin – in erster Linie eine gute Beziehung. Ohne die geht nichts. «Bindung kommt vor Bildung», sagt auch Barbara Steinegger.

Blosse Appelle würden nur verpuffen. «Es braucht Strategien, die man über längere Zeit mit den Eltern einüben muss», und sei es nur schon ein Plan, wann und wie man mit seinem Kind am besten einkaufen geht, damit es keine Qual für beide wird. «Durch Erfolgserlebnisse werden die Eltern gestärkt und lernen, ihre Kinder altersgerecht zu führen.»

Einfach sei ihre Arbeit gewiss nicht immer, sagt Barbara Steinegger, aber vom Nutzen ist sie überzeugt (wie es auch die Zwischenauswertung von «Zeppelin» andeutet).

Gratis ist das freilich nicht zu haben. Der Verein «a:primo», der mit «Schrittweise» ein ähnliches Angebot in 23 Städten und Gemeinden offeriert wie «Zeppelin» mit «PAT», verrechnet für 18 Monate rund 10 000 Franken pro Familie. Den Kanton Zürich würde es somit fünf Millionen Franken pro Jahr kosten, wollte er jene 500 Kinder aus Risikofamilien fördern, die die

kantonale Jugendkommission als «absolutes Minimum» erachtet. 15 Millionen wären es, würde man alle 1500 jährlich neugeborenen Zürcher Risikokinder betreuen.

10 000 Franken pro Kind – ist das viel? Folgt man Ökonomen wie Heckman und Fehr, wäre es eine der besten staatlichen Investitionen. Denn aus einem in gute Frühförderung investierten Franken resultiert ein Nutzen von rund sieben Franken – weil dann später weniger Sozialausgaben, Arbeitslosengelder und Gefängnisplätze notwendig werden. Und weil das individuelle Einkommen dank besserer Schulerfolge steigt. Arbeitslosenprogramme für Dreissigjährige oder die Verkleinerung von Schulklassen seien im Vergleich dazu viel weniger effiziente Fördermassnahmen, sagt Ernst Fehr. Und er sagt es auch andersherum: «Wer es versäumt, genügend in frühkindliche Bildung zu investieren, verringert den langfristigen Wohlstand aller.»


Zürich, Bern oder Basel-Stadt haben in den letzten Jahren deutlich mehr in die Frühförderung investiert als andere Kantone. Aber insgesamt leistet sich die Schweiz gemäss OECD finanziell noch immer zehnmal weniger Frühförderung als der internationale Spitzenreiter Dänemark, auch deutlich weniger als die meisten westeuropäischen Länder. Und es dürfte auch künftig kaum mehr werden, wenn die Budgets überall rot sind, weil unter anderem ausgerechnet die Sozialausgaben explodieren wie etwa in Winterthur, wo sie 2013 bei 47 Millionen Franken lagen (plus 8,4 Prozent).

Mit der SVP wird ohnehin nicht zu rechnen sein. Die Partei legt sich schon gegen weitere Krippensubventionen des Bundes quer, und wissenschaftliche Studien zur Frühförderung mögen ihre Exponenten selbst dann nicht lesen, wenns darin um mehr Disziplin geht. Das seien bloss «lauter nutzlose Beschäftigungsprogramme für staatliche Beratungsbeamtinnen», meint der SVP-Bildungspolitiker Ulrich Schlür. «Die Eltern tragen die Verantwortung für ihre Kinder. Dem kann man nicht ausweichen.»

Letzterem würde ein liberaler Ökonom wie Ernst Fehr so wenig widersprechen wie viele Lehrer. Doch was, wenn Eltern ihre Verantwortung trotzdem nicht wahrnehmen können? Darauf hat Schlür keine Antwort.

Fehr hat eine. Doch er und die Forschergemeinde in der Frühförderung werden noch viel Überzeugungsarbeit leisten müssen.

MARTIN BEGLINGER ist Redaktor des «Magazins». martin.beglinger@dasmagazin.ch
Der Fotograf DAN CERMAK lebt in Zürich. www.dancermak.ch



**ICH BIN OFT
GERANNT:
VOR REBELLEN
IN UGANDA UND
IM KONGO. IM
NIGERDELTA
VERSTÜMMELTEN
BANDITEN EINEN
MANN, SEIN KOPF
ROLLTE VOR
MEINE FÜSSE**

MICHAEL OBERT, 48, ist Journalist, Autor und Filmemacher. Als Reporter bereist er vor allem gefährliche Gebiete in Afrika und der islamischen Welt – auch im Auftrag des «Magazins». Sein Regiedebüt «Song From the Forest» wird beim 10. Zurich Film Festival am 29. 9. seine Schweiz-Premiere haben.

BILD: MATTHIAS ZIEGLER

Der Reporter Michael Obert über Angst in seinem gefährlichen Beruf

Text MICHAEL OBERT

Im Frühjahr 2005 begegnete ich dem Tod. Meinem Tod. An den Hängen des Popocatepetl, eines knapp 5500 Meter hohen Vulkans im mexikanischen Hochland, suchte ich die Ruinen eines alten Tempels. Oberhalb der Baumgrenze gab es plötzlich eine laute Explosion. Eine Bö schlug mir entgegen wie die Druckwelle einer Bombe und warf mich zu Boden. Steinbrocken regneten vom Himmel. Um nicht erschlagen zu werden, rettete ich mich in eine Höhle – da erbebte die Erde. Vor dem Eingang krachten Felsen herab. Es wurde schlagartig dunkel. Und still. So still, dass ich glaubte, ich sei tot. Doch ich lebte. In den nächsten Stunden würde ich es bedauern.

Panisch begann ich, Steinbrocken beiseite zu räumen und in der lehmigen Erde zu wühlen, welche die Zwischenräume des Felsrutsches verdichtete, drei, vier Meter hoch und wer weiss wie dick. Ich scharfte, bis meine Hände bluteten. Erschöpft sank ich zu Boden. Es war zwecklos. In der staubigen Luft rang ich nach Atem. Jeder Tod, nur nicht ersticken, durchzuckte es mich plötzlich, nicht ersticken, nicht – und dann kam das Zittern. Ich zitterte am ganzen Körper, meine Zähne klapperten, das Herz raste, in den Ohren hämmerte mein Puls. Eine eisige Kälte kroch über meinen Brustkorb zum Hals und schnürte mir die Kehle zu.

Angst. Die existenzielle Reaktion auf eine Bedrohung. Dieses Gefühl, in dem immer auch die Nähe des Todes greifbar wird – beklemmend, bedrückend, manchmal erregend, doch oft verbunden mit Verzweiflung. Der Begriff geht auf das indogermanische Wort anghu für «beengend» zurück, hat sich über althochdeutsch «angust» entwickelt und ist verwandt mit lateinisch «angustia»: «Enge, Beengung, Bedrängnis». Mein Eingeschlossensein im Vulkan versetzte mich sozusagen an die klaustrophobischen Ursprünge des Angstbegriffs: Ich sass fest, in einer dunklen Höhle, die kaum ein Dutzend Schritte tief und gerade hoch genug war, dass ich mich aufrichten konnte. 4000 Meter über dem Meer. Seit zwanzig Jahren bin ich unterwegs, um über vergessene Paradiese, aber auch über die Krisen- und Kriegsgebiete der Welt zu schreiben. Lateinamerika, Südpazifik, Indien, Afrika, Nahost – ich brauche die erhöhte Stimulanz durch fremde Menschen, Landschaften, Klänge, Düfte. Das Reisen ist meine Droge, es erzeugt Euphorie und Spannung, aber auch Erschöpfung, Einsamkeit – und Angst. Sie hat keinen guten Ruf, die Angst. Vor allem Männer tun gern so, als hätten sie keine. Angst gilt als feige. Den Mutigen gehört die Welt, heisst es. Ich sehe das anders: Männer, die keine Angst empfinden, sind nicht mutig, sondern psychisch krank. Schon in der Kindheit be-

kommen sie Probleme mit ihren Spielkameraden, später werden sie oft kriminell.

Ich vertraue meiner Angst, höre auf sie. Als Reisender geht es mir oft wie der Antilope. Sie hat nur eine Chance gegen die Löwen, wenn sie im richtigen Moment losrennt. Ich bin oft gerannt: Rebellen in Uganda und im Kongo, Menschenjäger im Sudan. Im Nigerdelta verstümmelten Banditen auf einer Kreuzung einen Mann, sein Kopf rollte vor meine Füsse. Der Schlichter kam mit seiner Machete auf mich zu und malte mit dem Blut des Hingerichteten in einer Drohgebärde ein Dreieck auf meinen Oberarm. Wieder rannte ich, rannte und rannte, bis ich auf der Strasse zusammenbrach und mich übergab.

Man hat vor tausend Dingen Angst

Warum setze ich mich solchen Risiken aus? Ist es der Nervenkitzel? Der ultimative Kick? Wissenschaftler meinen herausgefunden zu haben, dass «sensation seeking», die Suche nach Aufregung, im genetischen Code mancher Menschen verankert sei. Psychologen sprechen von der «Angstlust». Für einige Soziologen ist die Suche nach dem «Thrill» ein Indikator für die emotionale Leere in der Hyperkonsumgesellschaft, welche die Menschen scharenweise mit Fallschirmen von Wolkenkratzern oder mit Gummiseilen um die Beine von Brücken in den Abgrund treibe. Oder

eben nach Afghanistan oder Somalia, an die Front.

Warum also tue ich mir solche Reisen an? Die Antwort ist einfach: Ich kann nicht anders. Ich muss. Vielleicht liegt es an den beiden Weissagern, die mir – einer in Afrika, einer in Südamerika – vor langer Zeit und unabhängig voneinander, aber in übereinstimmender Präzision prophezeiten: Du stirbst im Alter von 46 Jahren. Mit dieser Gewissheit habe ich gelebt. Ängste, Versicherungen, Rente – gab es für mich nicht. Was zählte, war die Intensität meiner Sineseeindrücke und Erfahrungen. Auf einem Fluss oder Ozean, in Regenwäldern, in Wüsten oder in Kriegsgebieten. An meine Grenzen gehen. Mich spüren. Leben. Jetzt. Ein paar Tage vor meinem 47. Geburtstag brach ich zu meiner bis dahin gefährlichsten Mission auf. In den Stammesgebieten der ägyptischen Sinai-Halbinsel, einem Territorium ohne Recht und Gesetz, würde ich nach geheimen Foltercamps von Menschenhändlern suchen. Für das «SZ-Magazin» und «Das Magazin». Laut Prophezeiungen liefen die letzten Tage meines Lebens. Vermummte Beduinen richteten Maschinengewehre auf mich, die Finger am Abzug. Militante Islamisten schossen aus vorbeifahrenden Geländewagen. Nie wurde ich das Gefühl los, die Menschenhändler und Folterer sässen mir im Nacken. Und dann, am 30. April 2013, wurde ich 47 Jahre alt. Mitten im Sinai, in den Wirren eines unerklärten Krieges. Die Weissager? Hatten sich geirrt.

«Man hatte vor tausend Dingen Angst», schreibt Hermann Hesse in seiner Novelle «Klein und Wagner», «vor Schmerzen... vor dem eigenen Herzen, man hatte Angst vor dem Schlaf, Angst vor dem Erwachen, vor dem Alleinsein, vor der Kälte, vor dem Wahnsinn, vor dem Tode.» Doch all das seien bloss Masken. In Wirklichkeit gebe es nur eines, wovor dem Menschen graut: «Das Sich fallen Lassen, den Schritt in das Ungewisse... wer einmal, ein einziges Mal... das grosse Vertrauen geübt und sich dem Schicksal anvertraut hatte, der war befreit.» Freiheit. Als Belohnung für die überwundene Angst.

Und nun war ich ein Gefangener. In der Höhle am Popocatepetl verlor ich bald jedes Zeitgefühl. Wie lange sass ich hier schon fest? Minuten? Stunden? Einen Tag? Die Angst stieg in Wogen in mir auf und verebte in Phasen seltsamer innerer Ruhe, nur um sich meiner gleich darauf wieder in panischen Attacken zu bemächtigen. Wie in Trance wühlte ich im Gestein, nach Luft

ringend, schweissnass. Mein Puls hämmerte. Meine Hände schmerzten furchtbar. Gib nicht auf! Kämpf! Zugleich war klar: Jeder zusätzliche Atemzug, den dein Scharren und Graben einfordert, bringt dich dem Ersticken näher. Also denk nach, geh logisch vor! Überleg! Doch etwas stimmte nicht mit meinen Gedanken. Sie sprangen umher wie Granatsplitter. Mir war kalt, ich zitterte, zitterte. Oder war es der Boden? Zitterte der? Erneut wallte panische Angst in mir auf.

Die Welt teilt die Karten aus, und der Reisende spielt sein Spiel, so gut er kann. Dem Spieler jedoch, sagt der französische Soziologe Jean Duvignaud, gehe es weder um den Gewinn noch um das Glück. Vielmehr nehme er die Möglichkeit bewusst in Kauf, ultimativ zu scheitern. Ihn reize die «attente catastrophique», die Erwartung der Katastrophe. Ist es das, was ich auf meinen Reisen suche? Muss ich etwas Gefährlicheres tun, als eine frisierte Steuererklärung beim Finanzamt abzugeben? Etwas, das Hemingway oder van Gogh getan hätten? Stehe ich am Ende in jener Frontschweintradition, in der Reporter seit dem 19. Jahrhundert die Angst zum Lustgefühl hochstilisieren und sich als Gefahrensucher feiern lassen?

Ich nicht. Dachte ich. Und hielt mich an hehren Motiven fest. Die Gefahr ist Teil meiner Art zu reisen. Ich setze mich anderen Kulturen aus, gut vorbereitet und innerhalb meiner Grenzen, um eigene Gewissheiten zu erschüttern und meinen Geist beweglich und wach zu halten. Zurücklassen. Verlernen. Sich seiner selbst entledigen. Und sich durchdringen lassen, von der Geschichte eines fremden Menschen, von einer Landschaft, einer Musik, einem Duft oder eben von einer Gefahr. Um dann mit meinem Schreiben dazu beizutragen, die Lebensumstände von Menschen zu verbessern. Deshalb berichte ich über den Ölkonflikt im Nigerdelta, Blutdiamanten aus Sierra Leone, den Kinderhandel in den Kakaopflanzungen der Elfenbeinküste. Ich – ein Adrenalinsüchtiger? Nie und nimmer.

Angst und Glück

Dann fuhr ich nach Mogadischu. In der kriegszerstörten Hauptstadt Somalias berichtete ich über den «Bürgermeister der Hölle» («Das Magazin» Nr. 16/2012), einen ehemaligen Internetcafé-Besitzer, der sich in den Kopf gesetzt hatte, die gefährlichste Stadt der Welt zu retten. Auf meinen Streifzügen durch Mogadischu landete ich in

einem zerbombten Haus. Granatsplitter steckten in den Wänden, draussen krachten Schüsse. Scharfschützen? Auf den Dächern? Das Auto stand hundert, hundertfünfzig Meter entfernt.

Ich hockte im Türrahmen am Boden, und meine Angst sagte mir: Gleich erwischt es dich. Dann spürte ich, wie das Adrenalin in meine Blutbahn schoss. Mein Puls beschleunigte sich. Auf einmal hellwach und voll konzentriert, zurrte ich meine schussichere Weste und den Helm fest. Nach einer Bandscheibenoperation fiel mir selbst das normale Gehen noch etwas schwer, doch jetzt spannten sich alle Muskeln in meinem Körper, und ich spurtete los. In Rekordzeit erreichte ich das Auto. Kaum in Sicherheit, durchfluteten mich Endorphine. Ich lachte ausgelassen wie ein kleiner Junge nach einem gelungenen Streich. Ich stiess Freudenschreie aus. Ich lebte. Ich war der glücklichste Mensch der Welt. Angst, Glück. Angst, Glück. Angst, Glück. Das Prinzip Achterbahn ist wie ein Rausch. Wer es einmal erlebt hat, will es wieder spüren. Ich wehre mich vehement dagegen. Aber wenn Heroin nicht garantiert schlecht für die Gesundheit wäre, wer weiss, vielleicht wäre ich ein Junkie geworden.

Der Vulkan bebte noch einmal an jenem Tag. Aus der Höhlendecke über mir löste sich Gestein. Völlig erschöpft zog ich die Knie an die Brust. Du wirst gar nicht ersticken, dröhnte die Angst in meinem Kopf; neben mir schlugen Felsbrocken auf. Gleich schaltet der Popocatepetl dich aus. Gleich. Ein paar Millionen Tonnen erkalteter Lava und Obsidian. In weniger als einer Sekunde – OFF! Doch die Höhle hielt dem Beben stand, die Erschütterungen liessen das Geröll vor dem Ausgang in sich zusammensacken, und durch einen schmalen Schlitz am oberen Rand fiel Licht herein.

Ich glaube, die Angst ist ein Geschenk. Richtig dosiert, setzt sie eine Kraft frei, die uns zu Höchstleistungen aktivieren kann. Eben konnte ich mich vor Erschöpfung kaum mehr rühren, jetzt kroch ich auf allen vieren am Geröll hinauf, scharfte im Lehm, riss schwere Felsbrocken heraus, warf sie hinter mich – und wühlte mich mit letzter Kraft hinaus. Ich erinnere mich genau, wie ich weinte. Vor Glück. Und an meinen ersten Atemzug. Es war, als hätte mich der Berg noch einmal zur Welt gebracht.

michael@obert.de

Der Autor an einem Kontrollposten in Mogadischu



BILD: JAN GRARUP / LAIF

Michael Obert unterwegs im Kongobecken



BILD: MATTHIAS ZIEGLER



AUSTERN AUF DER ROLLTREPPE

Kommenden Donnerstag beginnt das 10. Zurich Film Festival. Wie jedes Jahr steigt im Globus am Bellevue mit viel Glamour die Afterparty. Wir wagen die Prognose.

GLOBUS

NOCH 30 STUNDEN: FISCH AHOI!

Mittwochnachmittag an der Rampe: Globus-Küchenchef Thomas Härdi taucht mit roten Backen aus dem Bauch des Kühllasters. 1000 frische Austern fördert er an den Tag, sie kommen direkt aus Frankreich und werden sofort verarbeitet. Im Gegensatz zum Sushi-Fisch: Die 3000 Kreationen entstehen morgen live. «Zum Glück werde ich nicht allein sein», lacht Sushi-Master Ziwen Liu. «Sonst wäre ich gut 50 Stunden am Rollen.»

NOCH 24 STUNDEN: DIE VERWANDLUNG

Bei laufendem Betrieb wird in der Food Hall die Bühne aufgebaut, Dekorateurin Esther Billing orchestriert die Verwandlung. «Urban Nomad» ist gerade das Thema im Globus, New York in Schwarz-Weiss der Eye-Catcher inmitten von Naturprodukten aus aller Welt. Onuma Betschart vom Wok-Stand zwinkert der Dekorateurin zu und scherzt: «Falls dir noch was fehlt: Ich hätte hier ein paar Nudel-Girlanden.» Den Gästen in der Food Hall scheint der kreative Ausnahmezustand zu gefallen; sie bleiben länger sitzen als üblich.

NOCH 10 STUNDEN: KLEINE STICHELEIEN

Über 30 Aushilfen wurden angeheuert, insgesamt stehen 70 Leute im Einsatz, beim Amt für Wirtschaft und Arbeit mussten 50 Nachtarbeitsbewilligungen eingeholt werden. Peter Koller, der Geschäftsführer, bespricht sich mit den Verkaufsleitern. Seine Assistentin Olivia Derungs stichelt: «Du warst ja noch gar nicht beim Coiffeur!» Er gibt zurück: «Ist das nicht das Kleid, das du letztes Jahr schon anhattest?» Während in der Food Hall rund um die Bühne der normale Mittagsbetrieb läuft, beginnt im Obergeschoss der Abbau: Hunderte von Gläsern werden hinter die Kulissen in Sicherheit gebracht.

NOCH 4 STUNDEN: RAUS MIT DEN KUNDEN

Etwas unangenehm ist es Jean-Luc Keller schon, wenn er Leute wegschicken muss. Ab 17 Uhr informiert er regelmässig über die Lautsprecher. Um 18 Uhr erklärt er den verbliebenen Kunden die Situation persönlich. Dann schliesst er die Tür. Jetzt kann's richtig losgehen: 140 Hände packen an, Chef und Assistentin inklusive. Nach einem ausgeklügelten System werden kleinere Dinge verpackt, die grösseren bleiben; es soll ja nach was aussehen im Globus am Bellevue. Es gibt nur wenig Stauraum, er wird bis aufs Letzte genutzt. Zafer Atasoy vom Hausdienst: «Ich habe früher schon gern Puzzle gespielt, das hier macht richtig Spass!»

NOCH 3 STUNDEN: JETZT WIRD'S ERNST

Dietmar Hasselwander, der Eventverantwortliche des Abends, kontrolliert den Kühlraum: Die 500 Flaschen Champagner haben mit 8 Grad ihre Idealtemperatur erreicht. Dekorateurin Esther Billing rollt den grünen Teppich aus, Sängerin Tyla Durden macht sich für den Soundcheck bereit, Peter Koller geht doch noch kurz zum Coiffeur, Sushi-Meister Liu rollt am laufenden Band, Jean-Luc Keller kontrolliert nochmals die Food-Stationen, und Onuma Betschart schmeckt die Speisen ein letztes Mal ab.

22.00 UHR: DER STARKOCH AM START

Die Nervosität steigt. Um 22.30 Uhr werden die ersten Gäste eintreffen. Im Erdgeschoss gibt es Champagner, im Untergeschoss köstliche Kreationen, und in der Profiküche im Obergeschoss steht Starkoch Erik Haemmerli persönlich am Herd. Alle sind nervös – alle ausser Dietmar Hasselwander. Der Eventverantwortliche bleibt wie immer die Ruhe selbst: «In den acht Jahren, in denen wir das machen, war das Schlimmste, als eine Austerschale für kurze Zeit die Rolltreppe blockierte – ausgerechnet, als das Schweizer Fernsehen filmen wollte.»

23.30 UHR: HAPPY HOUR

400 Wok-Gerichte, 3000 Sushi-Rollen und 240 Flaschen Rot- und Weisswein sind unterwegs. Hinter den Kulissen laufen bereits erste Aufräum-

arbeiten. Die Küche wird geschrubbt, das Geschirr abgewaschen: «Endlich haben wir wieder etwas Platz», sagt Marina Gonzales, die seit einer Stunde das Geschirr nachtrocknet – sie wird noch sechs Stunden mit dieser Arbeit beschäftigt sein. Ab und zu guckt sie durch ein Fensterchen bei der Tür, ob sie in der Menge vielleicht Diane Keaton oder Liam Neeson erspäht, eine bekannte Moderatorin, einen Politiker oder Tina Turner, die sie besonders beeindruckt.

00.15 UHR: WACHE MÄNNER

Securitycheck auf der Toilette: Auch Sicherheitschef Florim Abazi ist froh, dass sich die Party auf einem gewissen Niveau bewegt. Es gibt nichts zu melden. Neun Männer in Uniformen stehen bereit, zwei patrouillieren in Zivilkleidern. Über den Knopf im Ohr vernimmt Abazi, dass sich vom Bellevue her eine Gruppe Betrunkener nähert. Er ordert Verstärkung an der Tür, man kann ja nie wissen. Allerdings ist auch er entspannt: «Sowohl der Globus wie das Zurich Film Festival geniessen viel Goodwill. Ich glaube nicht, dass es zu Provokationen kommt.» Dann lässt er kurz seine Muskeln spielen: «Und wenn, dann sind wir ziemlich parat.»

01.50 UHR: DIE WETTE GILT

Die Küche ist sauber, das Untergeschoss geräumt, auch das Obergeschoss leert sich langsam. Die Party konzentriert sich auf den speziell hergerichteten VIP-Raum, zu dem man nur mit einem Goldband Zutritt hat, und auf die Food Hall, wo Tyla Durden mit ihrer Band DJ Muri die Bühne überlässt. Barkeeperin Sanella sieht aus, als hätte ihre Schicht eben erst begonnen; kein Wunder, ist die Theke gut besetzt. Es läuft eine Wette zwischen ihr und dem Sicherheitschef: Florim sagt, sobald der DJ auflegt, geht es keine halbe Stunde, und vor der Bühne wird ausgelassen getanzt, Sanella hält dagegen – und verliert.

03.30 UHR: ZUSATZ-GLÜCK

Die Fotografinnen Barbara Schmitt und Mai-Thu Diserens sind am Drücker und halten den Abend, der seinem Höhepunkt entgegenbrandet, bildlich fest. Mirlinda Kvrčić steht im Hintergrund bereit: Sie kommt zum Einsatz, wenn ein Glas zu Boden fällt. Keine zwei Minuten dauert es, und die Spuren sind verwischt. «Ich bilde mir ein, dass mir jeder Scherbenhaufen eine Zusatzportion Glück bringt», sagt sie und eilt zur nächsten Unfallstelle. Von den 70 Mitarbeitenden stehen noch 25 im Einsatz. Wer zwischen ein und fünf Uhr Feierabend hat, erhält von Globus einen Taxigutschein für den Heimweg. Ausgenommen ist das Kader: Es wird bis 6.30 Uhr durchhalten müssen, und dann fährt der öffentliche Verkehr wieder.

6.30 UHR: DAS LICHT GEHT AN

Geschäftsführer Peter Koller hat sich seiner Fliege entledigt, die Frisur ähnelt wieder jener vor dem Coiffeurbesuch. Draussen schimmert über dem See das erste Tageslicht. Vor einer Stunde haben die letzten Gäste den Globus am Bellevue verlassen, seither wird zu zehnt aufgeräumt. Das Logistikunternehmen bringt die Terrassenmöbel, die es zwischengelagert hat. Peter Koller und seine Kaderkollegen wischen mit einem feuchten Lappen Holzbänke und -tische und trocknen nach. Das Globus-Tagsteam rückt an, um sieben geht die Food Hall auf. Koller dankt den Helfern und leistet sich ein Taxi nach Hause, das er aus eigenem Sack bezahlt.

VOM GRÜNEN TEPPICH IN DEN SINNESTEMPEL

Das 10. Zurich Film Festival und der Globus am Bellevue passen zusammen: Seit acht Jahren findet nach dem Eröffnungsfilm im Kino Corso im benachbarten Globus mit viel Glamour die offizielle Afterparty statt. Sie dauert traditionell bis in die frühen Morgenstunden.



Eduardo Basualdo, «The End of Ending», 2012

HANS ULRICH OBRIST DON'T CRY FOR ME ARGENTINA

Gyula Kosice, der heute neunzigjährige ungarisch-argentinische Erfinder, Dichter und Künstler, hat 1946, als Europa noch darüber stritt, ob man abstrakt oder figurativ malen müsse, Installationen aus Wasser und Neongas konstruiert. Er war auch Mitbegründer einer der letzten Avantgardegruppen des 20. Jahrhunderts. Diese hiess Madí, und eins ihrer erklärten Ziele bestand darin, erfinderisch und lustig zu sein.

Beides, politische Instabilität und eine enorm potente Künstlerszene, lebt bis heute fort. Während Cristina Kirchners demokratische Regierung die Einfuhr bestimmter Bücher verbietet, was manche Argentinier an die schlimmsten Zeiten der totalitären Vergangenheit denken lässt, ist eine junge Generation argentinischer Künstler wie Adrián Villar Rojas, Tomás Saraceno oder Eduardo Basualdo dabei, mit Verve die internationalen Museen zu erobern. Möglich war diese kontinuierliche Blüte der argentinischen Kunst unter schwierigsten Bedingungen, weil eine Reihe privater Stiftungen und In-

stitutionen, darunter vor allem das Torcuato di Tella Institute in den Sechzigerjahren oder heute das von dem Mäzen Eduardo Costantini gegründete Museo de Arte Latinoamericano de Buenos Aires (MALBA), mit grossem Mut stets Positionen und Künstler gefördert haben, an die sie glaubten. Das Gleiche gilt für La Ene, das einzige Museum für zeitgenössische Kunst in Buenos Aires und ein komplett unabhängiges Projekt, oder die Fundación Proa, eine weitere private Stiftung, die sich der kulturellen Bildung verschrieben hat und der Pflege der grossen künstlerischen Strömungen des 20. Jahrhunderts, die in Lateinamerika sehr oft, und dank der weltweit fast beispiellosen privaten Initiativen, von Argentinien ausgingen.

www.utdt.edu
www.malba.org.ar
www.laene.org

Hans Ulrich Obrist ist Kurator und Co-Direktor der Serpentine Galleries in London.

BILD: PSM, BERLIN / FOTO: HANS-GEORG GAUL

«Das Magazin» ist die wöchentliche Beilage des «Tages-Anzeigers», der «Basler Zeitung», der «Berner Zeitung» und von «Der Bund»

HERAUSGEBERIN
Tamedia AG, Werdstrasse 21, 8004 Zürich
Verleger: Pietro Supino
REDAKTION Das Magazin
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Telefon 044 248 45 01
Telefax 044 248 44 87
E-Mail redaktion@dasmagazin.ch

Redaktionsleitung:
Chefredaktor: Finn Canonica
Redaktion: Birgit Schmid (Leitung), Sacha Bathyany, Martin Beglinger, Daniel Binswanger, Mathias Ninck, Anuschka Roshani
Artdirektion: Michael Bader
Gestaltungskonzept:
Annina Mettler / Jonas Voegeli
Bildredaktion: Frauke Schnoor / Studio Andreas Wellnitz
Berater: Andreas Wellnitz (Bild)
Abschlussredaktion: Isolde Durchholz
Redaktionelle Mitarbeit:
Sven Behrlich, Anja Bühlmann, Miklós Gimes, Dominik Gross, Peter Haffner, Max Küng, Trudy Müller-Bosshard, Mathias Plüss, Christian Seiler, Thomas Zaugg
Honorar: Claire Wolfer

VERLAG Das Magazin
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Telefon 044 248 41 11
Verlagsleiter: Walter Vontobel
Lesermarkt: Annemarie Ita (Leitung), Nicole Ehrat (Leitung Leserservice)
Werbemarkt: Walter Vontobel (Leitung), Jean-Claude Plüss (Anzeigenleitung), Claudio Di Gaetano, Catherine Gujan (Gebietsverkaufsleitung), Michel Mariani (Agenturen), Katia Toletti (Romandie), Esther Martin-Cavegn (Verkaufsförderung)
Werbemarktdisposition:
Jasmin Koolen (Leitung), Selina Iten
Anzeigen:
Tamedia AG, ANZEIGEN-Service, Das Magazin, Postfach, 8021 Zürich
Telefon Deutschschweiz 044 248 41 31
Telefon Westschweiz 044 248 52 72
anzeigen@dasmagazin.ch
www.mytamedia.ch
Trägeritel:
«Tages-Anzeiger», Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich, Tel. 044 404 64 64, abo@tagesanzeiger.ch;
«Berner Zeitung», Tel. 0844 844 466, abo@bernerzeitung.ch;
«Basler Zeitung», Tel. 061 659 13 13, abo@baz.ch;
«Der Bund», Tel. 0844 385 144, abo@derbund.ch
Nachbestellung: redaktion@dasmagazin.ch

Ombudsmann der Tamedia AG:
Ignaz Staub, Postfach 857, CH-6350 Cham 1
ombudsmann.tamedia@bluewin.ch

Bekanntgabe von namhaften Beteiligungen (i. S. v. ART. 322 STGB):
20 Minuten AG, 20 minuti Ticino SA, Berner Oberland Medien AG BOM, Brandstore FF AG, car4you Schweiz AG, CIL Centre d'Impression Lausanne SA, Distributionskompagniet ApS, Doodle AG, DZB Druckzentrum Bern AG, DZO Druck Oetwil a.S. AG, DZZ Druckzentrum Zürich AG, Edita S.A., Editions Le Régional SA, ER Publishing SA, Espace Media AG, FashionFriends AG, Glattaler AG, homegate AG, JobCloud AG, Jobsuchmaschine AG, LC Lausanne-cités S.A., Le Temps SA, LS Distribution Suisse SA, MetroXpress Denmark A/S, Olmero AG, Romandie Online SA en liquidation, Schaer Thun AG, search.ch AG, Société de Publications Nouvelles SPN SA, Soundvenue A/S, Swiss Classified Media AG, Tagblatt der Stadt Zürich AG, Tamedia Publications romandes SA, tutti.ch AG, Verlag Finanz und Wirtschaft AG, Zürcher Oberland Medien AG, Zürcher Regionalzeitungen AG

CHRISTIAN SEILER KRONE(NHALLE) DER SCHÖPFUNG



Die Kronenhalle wird 90 – das erstaunt mich. Denn das Restaurant an der Zürcher Rämistrasse ist für mich ein genauso wichtiger Baustein für mein spezifisches Zürich-Gefühl wie zum Beispiel die NZZ, und die ist immerhin schon 234 Jahre alt. Die Vorstellung aber, dass es die Zürcher Zeitung 144 Jahre lang gegeben haben soll, bevor Hulda und Gottlieb Zumsteg das damalige «Hotel de la Couronne» übernahmen und die abgerockte Hütte in ein elegantes Restaurant mit feiner, bürgerlicher Küche umwandelten, scheint mir befremdlich. Wo gingen die Herren Redaktoren denn damals zum Abendessen? Wo trafen sie ihre Verbündeten? Wo sassen sie mit grossen Augen vor ihrem Roten und beobachteten, wie Günter Netzer gut gelaunt eine Mousse au chocolat verzehrt?

Ich muss die Frage etwas bestürzt der Geschichtsschreibung überlassen. Allein die Vorstellung, es könnte einst ein Zürich ohne die Kronenhalle gegeben haben, erfüllt mich mit bleierner Traurigkeit und lähmt meine urbanistische Lebensfreude. Nicht, dass man in Zürich nicht auch anderswo gut essen könnte, aber mit Sicherheit nirgends so schön und – ja, ich spreche dieses Wort aus, obwohl mir Zwinglis Erben dafür die protestantische Ethik auf den Leib wünschen werden – glamourös. Kein Platz Zürichs ist auch nur ein Zehntel so glamourös wie die Brasserie an der Rämistrasse, ein paar Schritte entfernt vom

Bellevue. Während die Stadt Zürich geradezu zwänglerisch darauf bedacht ist, ihren Reichtum nicht auszustellen, fungiert die Kronenhalle als «Zollfreizone der Zurückhaltung», wie der «Feinschmecker» trefflich formulierte.

Die Brasserie der Kronenhalle, jener grosse Raum, den man durch den Eingang an der Rämistrasse betritt (und wo man, let's face it, sitzen muss; die Nebenräume sind nicht die Hälfte wert), entstand durch den Umbau eines Pferdestalls. Die reichen Schweizer liessen es sich dort bald gut gehen, während Hulda Zumsteg mit dem, was die wohlhabende Kundschaft übrig liess – «s'Voorig vo de Riiche» –, eine ganze Generation von Emigranten durchfütterte, unter ihnen viele Maler und Schriftsteller. Es waren jedoch nicht die alten Zumstegs, sondern ihr Sohn Gustav, der das bewundernswerte Gespür für Kunst mitbrachte, durch das sich die Kronenhalle von einem guten Restaurant in einen der schönsten Plätze der Welt verwandelte. Gustav machte sein Geld im Seidenhandel und gab es für Bilder von Segantini, Giacometti, Miró oder Picasso aus. Als die Wände seiner Wohnung, welche direkt über dem Restaurant lag, zu klein für seine Sammlung wurden, hängte er die Bilder einfach ins Lokal – und begründete damit jene Aura, welche die Kronenhalle noch heute umgibt: das Schöne, das Wertvolle und das Unerreichbare.

Es hat zweifellos etwas höchst Unterhaltendes, in der Brasserie zu sitzen und ein kräftiges Abendessen einzunehmen. Noch persönlicher, feierlicher ist die Freude nur am Nachmittag, zwischen drei und vier, wenn die Tische der Brasserie leer und weiss gedeckt sind und höchstens noch ein paar Überbleiber vom Mittagessen in zwei, drei Logen hocken. Dann hat die Stimmung im Lokal etwas von der Ruhe nach dem Regen («After the rain»), wie sie John Coltrane so unvergleichlich in Musik übersetzt hat.

Von draussen dringt gedämpftes Licht schräg durch die grossen, mit durchsichtigen Vorhängen verhängten Scheiben. Dunkle Holzverschaltungen verleihen dem Raum Würde. Selbstverständlich keine Musik. Die Sitzbänke sind aus grün gebeiztem Leder, die einzelnen Logen mit Zwischenwänden aus Holz, Messing und Spiegelglas voneinander getrennt. Darüber spannt sich die Decke, die nach Jahren der Imprägnierung durch Zigarren- und Zigarettenrauch selbst die Farbe eines blassen Tabakblatts angenommen hat.

Jetzt vielleicht ein kleines Bier, ein Bürlü und etwas Schinken, und es findet sich ein, das Glück, das Zürich seit 90 Jahren vergönnt ist. Ich gratuliere der Stadt zu dieser Institution.

Mehr von Christian Seiler immer montags in seiner «Montagsdemonstration» auf blog.dasmagazin.ch
Illustration ALEXANDRA KLOBOUK

EIN JAHR IM LEBEN

Zohre Esmaeli, 28, ist das einzige international erfolgreiche Model aus Afghanistan. Als Kind entkam sie mit knapper Not ihrem Heimatland. Doch dann begann erst ihre Flucht.



Wenn ich mir in Kabul die Frauen ansah, meine Schwestern, die Nachbarinnen, meine Stiefmutter, dann hatte ich Angst, so zu werden wie sie. Wenn der Mann nach Hause kam und den Topf aus dem Fenster warf, weil ihm das Essen nicht schmeckte, und um sich schlug – da war keine Harmonie, keine Liebe. Jeder wollte weg aus Afghanistan. Mein Schwager, weil er vom falschen Stamm war und Morddrohungen bekam, mein Vater, weil er alt wurde und wusste, dass er die Familie nicht mehr vor den Taliban schützen konnte; ich, weil ich schon als 13-jähriges Mädchen nicht mal auf einen Baum klettern durfte, weil das nicht gottgefällig war. Wie es später als Frau sein würde, habe ich gesehen; ich wollte es nicht erleben. Schliesslich flohen wir, zu

acht, von Kabul über Moskau, ein halbes Jahr lang, kreuz und quer durch die Kälte, oft tagelang zu Fuss, nachts im Freien. Es war Winter. Wir wären fast erfroren und verhungert. Als wir endlich die deutsche Grenze passierten, wusste ich nicht, dass die schlimmere Flucht noch vor mir lag.

Ich habe festgestellt, es gibt zwei Leben: eines in der neuen Gesellschaft und eines zu Hause mit der afghanischen Familie. In der Schule war ich die Afghanin, die schlecht Deutsch sprach. In der Familie war ich die Tochter, die man kontrollierte, der man verbot, ins Kino zu gehen, und der man die Stecker aus dem Computer zog, damit sie nicht ins Internet konnte. Obwohl in Deutschland, lebte ich mit meiner Familie noch in Afghanistan. Da

sprach mich bei H & M ein Mädchen an: Du bist schön, du musst Model werden. Sie gab mir Kontakte, und ich bekam wirklich Angebote, war aber zu jung, um Verträge zu unterschreiben. Bald würde ich 18 sein – endlich frei. Bis dann, beschloss ich, würde ich untertauchen.

Sie haben mich überall gesucht. Wenn in einer orientalischen Familie die Tochter verschwindet, ist das eine Katastrophe. Vor allem wegen der Schande. Ich habe die Familienehre ruiniert, meine vier Brüder in ihrem Stolz verletzt, die es als ihre Aufgabe sehen, auf die Schwester aufzupassen. Im Heim, in das ich geflohen war, hatte ich Angst. Ich wusste von vielen Afghaninnen, die von den Brüdern getötet wurden. Ich lebte nun mit Mädchen zusammen, die auf der Strasse gebettelt, Drogen genommen und geprügelt haben. Einmal pro Woche kam eine Sachbearbeiterin. Als ich fragte, wann ich eine Wohnung bekommen könne, sagte sie: Ich habe dreissig Mädchen wie dich. Du bist nicht die Einzige. Mir war klar, dass ich auch hier keine Hilfe erwarten konnte.

Während der Schule hatte ich ein paar Praktika gemacht. Einmal lernte ich einen Deutschen kennen. Ich rief ihn an und bat ihn um Hilfe – und viele Decken mitzubringen. Dann schlich ich aus dem Heim und versteckte mich auf dem Rücksitz unter den Wolldecken, damit meine Brüder mich nicht sehen würden. Bei einer deutschen Familie, der ich ewig dankbar sein werde, war ich dann in Sicherheit. Problemlos war die Zeit nicht. Ich war 17, hatte keine Aufenthaltserlaubnis, die Polizei hat mich gesucht. An Schule war nicht zu denken. Ich bekam eine Blasenentzündung; aber aus Angst traute ich mich nicht zum Arzt.

Vor allem habe ich meine Familie vermisst. Sie haben mich am Telefon beschimpft, ich konnte sie sogar verstehen. Nach etwa einem Jahr, da hatte ich schon mit dem Modeln angefangen, rief ich meinen Vater an. Wir trafen uns. Er war still, ich habe geweint, ihn um Verzeihung gebeten. Jetzt sehen wir uns regelmässig. Wenn ich bei ihnen bin, spreche ich nicht über meinen Beruf – dass ich in Mailand auf dem Laufsteg war oder ein Fotoshooting für «Vogue» hatte. Ich schneide meinem Vater die Nägel oder mache ihm die Haare. Er akzeptiert meine Hilfe. Mehr kann ich nicht verlangen.

Protokoll SVEN BEHRISCH
Bild LUKAS GANSTERER



**«ICH BIN FAN VOM ROTEN KREUZ.
DANK IHM HABE ICH WIEDER EIN
DACH ÜBER DEM KOPF.»**

Rosius Fleuranvil (86), Palmiste-à-Vin (Haiti)

30 Franken
per SMS spenden:
REDCROSS 30
an 464



Jedes Jahr sind 200 Millionen Menschen Opfer von Naturkatastrophen. Bitte werden auch Sie Fan vom Roten Kreuz: Nur mit Ihrer Unterstützung können wir gemeinsam Menschen in Not und Elend helfen.
Jetzt Fan werden: www.redcross.ch/helfen oder 

Schweizerisches Rotes Kreuz 

Vereint für mehr Menschlichkeit

*Zu Ehren von James Camerons
historischem Solo-Tauchgang:*

**DIE ROLEX DEEPSEA
MIT ZIFFERBLATT D-BLUE**



DAS ZIFFERBLATT MIT
ZWEIFARBIGEM FARBVERLAUF VON
STRAHLENDEM BLAU ZU UNERGRÜNDLICHEM SCHWARZ
ZOLLT DER REISE EINES MANNES AN
DEN TIEFSTEN PUNKT DER ERDE TRIBUT:
DEN GRUND DES MARIANENGRABENS.



ROLEX